Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 21 (1925)

Heft: 1-2

Artikel: Briefe (Theodor Rohmers) über die politischen Verhältnisse der Westschweiz aus dem Jahre 1844

Autor: Stolze, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-186838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Briefe (Theodor Rohmers) über die politischen Verhältnisse der Westschweiz aus dem Jahre 1844.

Von Dr. Alfred Stolze, München.

Die politische Lage der Schweiz war im Jahre 1844 äußerst gespannt. Konfessionelle und kirchenpolitische Zerwürfnisse schufen immer schroffere Trennung zwischen den katholischen Kantonen der Innerschweiz, mit Luzern an der Spitze und den protestantisch-radikalen Kantonen, an ihrer Spitze Bern, Aargau, Solothurn, Basel-Land. Die Aargauer Klosterfrage war wohl im August 1843 auf der Tagsatzung zur Erledigung gekommen, ohne daß aber wirklich Friede geworden wäre. Drohend zeichnete sich schon deutlich das Bild eines katholischen Sonderbundes am Horizonte ab und alle Gemüter waren erregt durch die Frage der Jesuitenberufung nach Luzern oder der Wegweisung dieses Ordens aus der ganzen Schweiz.

Zwischen den beiden Extremen nun hielten sich recht mühsam noch die Regierungen einiger Kantone, Zürich, St. Gallen, Basel-Stadt, Waadt und Genf, die, wenn auch ganz oder zur Hälfte reformierten Glaubens, doch dem Drängen der radikalen Kantone auf scharfes Vorgehen gegen die Innerschweiz nicht stattgeben wollten. Sie nahmen eine, allerdings ziemlich passive, Mittelstellung ein.

Einer der wenigen Staatsmänner, die aktiv auf Vermittelung der konfessionellen Wirren und auf wirkliche innere Erledigung aller Streitfragen hinarbeiteten, war J. C. Bluntschli (1808—1881), das geistige Haupt der seit September 1839 noch herrschenden konservativen Partei in Zürich. [1])

Selbstverständlich mußte Bluntschlis Hauptstreben darauf gerichtet sein in den anderen Kantonen Männer für seine Ziele zu gewinnen, womöglich Protestanten und Katholiken, beide aber gleich abgeneigt den extremen Schritten von Luzern und

[1]) Seine Vermittlungsversuche, die zwar fehlschlugen, aber doch für die Erkenntnis der ganzen Zusammenhänge nicht unwichtig sind, hoffe ich demnächst in Verbindung mit einer Biographie Friedrich Rohmers darzustellen.

Aargau und der daraus entspringenden Gefahr des Bürgerkrieges.

Mit den führenden Männern der reformierten konservativen Kantone Waadt und Genf auch persönlich anzuknüpfen, dazu ergab sich eine Gelegenheit durch die Reise Theodor Rohmers im Frühjahr 1844 in die französische Schweiz.

Das Verhältnis Friedrich Rohmers [2]) und seines Bruders Theodor [3]) zu Bluntschli ist durch des letzteren „Denkwürdigkeiten" (3 Bde. Nördlingen 1884) bekannt. Es hat meist Verwunderung und Kopfschütteln erregt; hier ist nicht der Ort, näher auf diese oft sehr schief dargestellte Freundschaft einzugehen. Ich möchte die Dinge nur kurz in Erinnerung bringen.

Als Friedrich Rohmer 1841 in die Schweiz kam, wurde er zuerst mit dem radikalen Politiker, Professor Julius Fröbel (1805—1893) bekannt, der dann die erste Schrift Theodor Rohmers „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" in seinem Literarischen Comptoir verlegte. Bald kam es infolge finanzieller Forderungen Fr. Rohmers zum Bruche mit Fröbel. Als die Brüder Rohmer und ihre nächsten Freunde Dr. Adolf Widmann [4]) und Alexander Bruckmann [5]) mit Bluntschli bekannt wurden und ihre Talente der konservativen Partei und deren Blatt, dem „Beobachter aus der östlichen Schweiz", für die bevorstehenden Maiwahlen in den Großen Rat zur Verfügung stellten, kam es zu einer in häßlichsten persönlichen Skandal ausartenden Preßpolemik zwischen ihnen und dem früheren Freunde Fröbel, der sich des radikalen Blattes „Der Schweizerische Republikaner" bediente. Der Skandal und die daraus folgenden Prozesse hatten manches aus dem privaten Leben Friedrich Rohmers zutage gefördert, was ihn der bürgerlichen Gesellschaft Zürichs gegenüber unmöglich machte, insbesondere seine Vermählung mit einer früheren Prostituierten, Mathilde Wolf, der unehelichen Tochter eines württembergischen Herzogs, wie sich später herausstellte. Fr. Rohmer verließ die Schweiz im Anfang 1843, während Theodor Rohmer

[2]) Geb. zu Weißenburg i. B. 1814, gest. zu München 1856.

[3]) Geb. zu Weißenburg i. B. 1820, gest. zu Traunstein 1856. Ueber beide Brüder vgl. „Fr. Rohmers Wissenschaft und Leben. Her. von Bluntschli, Seyerlen u. a". 6 Bde. Nördlingen.

[4]) Deutscher Schriftsteller. 1818—1878.

[5]) Kunstmaler, 1806—1852.

noch bis Mitte 1844 dort blieb und das Buch „Friedrich Rohmers Lehre von den 4 Parteien. Durch Theodor Rohmer, Zürich und Frauenfeld 1844“, ausarbeitete. [6])

Fr. Rohmer stieß durch anmaßendes und extravagantes Wesen die meisten Menschen ab. Weder seine Zeit noch auch spätere Beurteiler erkannten, daß seine Größenideen typisch für gewisse psychische Erkrankungs- oder Abnormitätszustände sind und ihm deshalb vieles nicht voll moralisch zur Last gelegt werden kann. Es ist tragisch, daß auch seine Freunde dies nicht erkannten und bis zuletzt zu ihm als dem Erfüller und Verwirklicher großer politischer Ideen hinaufsahen, dem sie unendliche, schließlich doch vergebliche Opfer brachten. Das aber ließe sich bei Männern wie Bluntschli, Heinrich Schultheß und anderen eigentlich sehr nüchternen Menschen nicht erklären, wenn er nicht zum mindesten große und geniale Augenblicke voll hinreißender Gewalt gehabt hätte. Dieses häufige Aufleuchten glänzender Silberblicke aus trübem Schlackenbrei wird immer und immer wieder bezeugt.

Fr. Rohmer schrieb selbst wenig. Sein Bruder Theodor war ihm ein treuer, aufopfernder „Jünger“, der die Gedanken des „Meisters“ in flüssige, oft feurige und schwunghafte Sprache wandelte. Gegenüber Fr. Rohmer wird bei Theodor das verbindliche, liebenswürdige, gutmütige Wesen gerühmt, sein reiner Charakter selbst von Gegnern anerkannt. Mit diesem gewinnenden Wesen verband sich scharfer Verstand. Sehr treffend erscheint mir das Urteil, das Professor Friedrich v. Wyß über ihn fällt. [7]) Er lernte ihn als Student in Heidelberg im Sommer 1841 kennen und schrieb in seinen Erinnerungen über ihn: „Rohmer, ein sehr eigentümlicher, kränklich aussehender, schwarzer, magerer Mensch, hatte etwas Geheimnisvolles, war aber anziehend durch seine besondere Mischung von sanfter, freundlicher Gutmütigkeit und scharfen, schneidenden, über das gewöhnliche Gerede mit eindringlicher Klarheit hinausgehenden Urteilen.“

---

[6]) Dieses Buch unterscheidet vier überall und zu allen Zeiten festzustellende Parteien: Radikalismus, Liberalismus, Konservatismus, Absolutismus. Diese Parteien werden mit den vier Menschenaltern in Beziehung gebracht.

[7]) L. von Wyß. Erinnerungen aus dem Leben des sel. Professors Dr. Friedrich von Wyß. Zweiter Teil, Zürcher Taschenbuch 1913, S. 100.

Da 1843 und 1844 Fr. Rohmer in Bayern mit der Regierung und mit Diplomaten in enger Fühlung stand und daraus Hoffnungen für eine größere politische Wirksamkeit schöpfte, so erschien es zweckmäßig, wenn sich Theodor Rohmer der französischen Sprache ganz bemächtige und deshalb einige Zeit Aufenthalt in der französischen Schweiz nehme, zugleich zur Erholung von der anstrengenden Arbeit an seiner Parteienlehre. Er ging also nicht dorthin geradezu mit einem politischen Auftrag Bluntschlis. Daß aber die Gelegenheit benutzt werden sollte einmal sich über die politischen Zustände in den Westkantonen zu unterrichten und möglichenfalls engere Verbindung mit den führenden Männern aufzunehmen, geht aus den Briefen Th. Rohmers deutlich hervor. Sie sind sehr eingehend und im Stil des Berichtes gehalten, jedoch nicht, wie er einmal ausdrücklich bemerkt, für den Abdruck in Zeitungen verfaßt.

Die Veröffentlichung dieser Briefe rechtfertigt sich durch die Fülle der Beobachtungen und Mitteilungen Th. Rohmers über Personen und Zustände der Kantone Bern, Waadt, Genf und Wallis. Er hatte Gelegenheit mit vielen Männern verschiedener Richtungen innerhalb der konservativen und ultramontanen Parteien zu sprechen, wie K. L. v. Haller, Vinet, Vulliemin, E. v. Müller (Bern) usf. Th. Rohmer ist natürlich konservativ eingestellt und von hier aus wären seine Urteile kritisch zu werten. Das soll hier nicht geschehen; denn es handelt sich hier weniger um die Feststellung neuer historischer Tatsachen als um die scharfe und eigenartige Beleuchtung bekannter Personen und Verhältnisse. Die Briefe mögen als Quelle betrachtet werden, der man auf jeden Fall Lauterkeit und Klarheit nicht wird absprechen können. Ueber das hinaus scheint mir aber auch der Inhalt davon zu zeugen, daß der Briefschreiber sich von Vorurteilen so frei als möglich zu halten suchte. So sehr manche politischen Maßregeln Bluntschlis das zu beweisen scheinen, Engherzigkeit und Engstirnigkeit war doch nicht das Kennzeichen der Bluntschli-Rohmerschen politischen Ideen. Sie selbst nannten sich ja „liberal-konservativ“.

Die Briefe sind an Bluntschli, Friedrich Rohmer oder an Heinrich Schultheß gerichtet. Dieser (1815—1885), der spätere

Herausgeber des „Europäischen Geschichtskalenders", gehörte mit seinem Bruder Otto (1823—1864) zu den treuesten Anhängern Rohmers. Er gab damals die „Wochenzeitung" heraus, neben Mitarbeit am „Beobachter aus der östlichen Schweiz", von 1845—1847 redigierte er die „Eidgenössische Zeitung". Otto Schultheß war vor Theodor Rohmer in der französischen Schweiz gewesen und hatte dort schon etwas den Boden für ihn geebnet, besonders auch vorgearbeitet für die Aufnahme der Rohmerschen „Wissenschaft", des „Systems" der Psychologie und Philosophie, das nach Ansicht Fr. Rohmers ebenso umwälzend wirken sollte wie die Gründung des Christentums, von dem aber bis zum Tode Rohmers nur Bruchstücke erschienen.

So viel zum Verständnis mancher Teile der Briefe, von denen nun elf im Wortlaute folgen, soweit sie allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. [8])

[Bern] 3. März 1844.

1. Theodor Rohmer an J. C. Bluntschli.

„Ich bin in einer politischen Bewegung, wie ich sie auf der Reise noch niemals erlebt. Da dies eine ächte Schweizerreise ist, so will ich Ihnen alle Eindrücke bezeichnen; und ich glaube, die Augen und Ohren für die Schweiz habe ich mitgebracht.

Das Aargau habe ich bei sehr guter Beleuchtung gesehen. Es ist wie ein Garten und sieht aus, wie wenn jetzt noch Ritter sich darin tummeln müßten. Dieses ist das Drei-Vororte-Land, gerade so wie die Limmat, die Reuß und die Aar in ihm zusammenfließen. Ihr Teilungsprojekt wird von der persönlichen Anschauung sonderbar bestätigt. [9])

---

[8]) Die neun ersten Briefe Th. Rohmers und der Brief Bluntschlis vom 30. März 1844, aus dem ich ein paar Sätze mitteile, entstammen dem Rohmer-Archiv der Zentralbibliothek Zürich, der letzte dem übrigen Teil des Rohmerschen Nachlasses im Besitze von Herrn Landgerichtspräsident E. Rohmer in Traunstein (Obb.). Von beiden Seiten wurde mir in entgegenkommendster Weise Einsicht gestattet, wofür ich hiermit meinen besten Dank abstatte.

[9]) Vgl. hiezu „W. Oechsli, Eine unbekannte Denkschrift Bluntschlis zur Vermittlung der konfessionellen Wirren der Schweiz aus dem Jahre 1844. Pol. Jb. d. Schw. Eidg. 1914. XXVIII. Jg., S. 300—327." Bl. schlägt darin die Aufteilung Aargaus unter 3 oder 4 Nachbarkantone vor.

Bald nachdem man das Berner Gebiet betritt, wird die Gegend gezogener und breiter. Man hat das Gefühl, nicht mehr in Bijou-Ländern, sondern auf einem großen Territorialboden zu sein. Berner Bauern, mit denen ich reiste, machten durch ihr Air, daß mir der demokratische Geist Stück für Stück in die Hosen fiel. Sie sprachen von den Alten, von den Schnellen [10]) und von Neuhaus [11]) als einem reinen Personenwechsel, ohne alles psychische Interesse. Von den Schnellen sprachen sie am vertraulichsten. Neuhaus muß den Bauern formell so vornehm dastehen wie sonst die Patrizier.

Wie ich mich verwunderte, als ich heute morgen Bern sah, kann ich damit sagen, daß die große Vorstellung, die mir Fritz davon gegeben hat, sich durchaus bestätigt hat. Es ist alles gefestigt, solid und groß ohne Glanz; die öffentlichen Werke, die Terrasse, und besonders die neue Nydeckbrücke, kolossal. Die Bogen der Nydeckbrücke sind einzig; und wie sehr sie mir gefallen hat, schließen Sie daraus, daß ich das modernste Werk im alten Bern so angelegentlich lobe. — Ueberall das reine Gegenstück monarchisch-städtischer Pracht; landeigentümliche Solidität und ihre Pracht — dies war der Eindruck von Bern. Die Lage der Stadt ist königlich herrschend.

Bei alle dem — ein sonderbarer Widerspruch — fühlte ich mich nichts weniger als zu Haus in Bern. Schon als ich im Eilwagen Berner reden hörte, spürte ich, daß zwischen demjenigen System der Schweiz, an das ich mich akklimatisiert habe und dem, das man mit dem Kanton Bern betritt, eine Kluft besteht, die nicht zu übersteigen ist. Die Demokratie von Zürich und vor allem von Graubündten erscheint mir wie eine Heimat im Vergleich zu Bern. Erklären kann ich mir das nicht. Daß es aber innerlich begründet ist, schließe ich von Fritz, der sich gewiß im Berner System leichter akklimatisiert haben würde. Auch gestehe ich, daß ich, wenn ich mir dieses Bern von den alten Patriziern regiert dachte, die Befangenheit der

---

[10]) Die drei Brüder Hans (1793—1865), Joh. Ludwig (1781—1859) und Karl Schnell (1786—1844) aus Burgdorf, die den Hauptanteil an der liberalen Umwälzung in Bern vom Jahre 1830 tragen.

[11]) Karl N., 1796—1849, Berner Schultheiß, liberal-radikal, von Bluntschli stark bekämpft.

Geburt mich übernahm. Zum ersten Male fühlte ich mich Plebejer [12]) gegenüber dieser Stadt; es war mir eine drückende Vorstellung, mich ins alte Bern zu denken ohne vornehme Geburt. Dieser Druck war der Reflex nicht eines absolutistischen, sondern eines konservativen Eindrucks.

Doch hören Sie weiter. Der Tod, der auf dieser Stadt liegt, hat vom ersten Anblick an furchtbar schneidend auf mich gewirkt. Bern sieht nicht aus wie eine Ruine, nein, es sieht aus wie ein Leichnam, der im Tode noch schön ist und der, gegen das gewöhnliche Naturgesetz, sich ewig schön konservieren wird. Der Anblick einer Ruine ist ein lustiges Ding gegen so ein Bild. Die innerste konservative Sympathie ist mir bei diesem Gebilde aufgetaut und ich spüre es noch in den Eingeweiden. Und dabei fröhliche indifferente Gesichter, ein Komfort sondergleichen, ein materielles Wohlsein, das vom Kopf bis zur Zehe geht! ... Unglücklicherweise mußte ich diesen ganzen Eindruck ohne jugendliches Gegengewicht und noch dazu mit alter Verstärkung verdauen. Müller [13]) ist in Geschäften fort und kommt erst heute abend oder morgen früh zurück. Wie ich aber ärgerlich darüber in den Lauben herumschlendere, begegnet mir unser Freund Zeerleder (der Major und Gutsbesitzer im Thurgau). [14]) Z. ist ein Enkel Albrecht v. Hallers. . .

Fast drei Stunden war ich bei ihm und er hat mir so viel als immer möglich von den Berner Zuständen gesprochen. Das Resultat war trostlos und läßt sich mit Folgendem bezeichnen. Ich sagte ihm, der Großmünster in Zürich und das Münster in Bern . . . . . machten den Eindruck: der eine, daß man in fanatischer Reformationswut, aber doch von einem religiösen Prinzip aus alles zerstört habe, der andere, daß die vornehmen Herren von Bern mit der größten Kälte mit der Religion das Münster umgewandelt hätten, aber mit zu viel Sinn für edlen Anstand, um ihn mehr zu verschändeln als das reformierte Prinzip absolut gebot. „Dieses, erwiderte Zeerleder, bezeichnet

---

[12]) „Plebejer" durchgestrichen, darüber „beengt".

[13]) Eduard Ludwig Gabriel v. Müller, Publizist, 1815—1892, s. Sammlung Bernischer Biographien IV., S. 577—600.

[14]) Bernhard Zeerleder, 1788—1862, Gutsbesitzer in Steinegg.

allerdings. Die Reformation hat sich in Bern gemacht ohne alles religiöse Prinzip. Nie vielleicht war ein Staat, der die Kirche so sehr als Staatsdienerin, als Magd überhaupt behandelt hat, als Bern seit der Reformation. Die Kirche ist die Psyche des Staates und Bern hat seit 300 Jahren seine Psyche systematisch untergraben. Daher jetzt der ungeheure Materialismus. Bern ist in Stadt und Land reicher als je seit Menschengedenken. Es ist eine Plutokratie. Regiert wird ganz nach den alten Traditionen, die Finanzen sogar besser als vorher. Zu machen ist eben deshalb nichts."

Zeerleder bewies den Materialismus gleich selbst, indem er mir die „Schweizer Allgemeine Zeitung" [15]) antrug. „Uebernehmen Sie sie," sagte er, „sie wirft 3000 bis 4000 Franken jährlich ab und Ihnen vielleicht noch mehr." Ich lachte. „Sie sind kein Schweizer," sagte er, „desto besser! Sie käme dann auch wieder auf die Beine wie der Beobachter [16]) seit 1842." Mit Fritz's Berliner Reise [17]) war er gar nicht zufrieden. „Preußen rechne ich gar nicht zu Deutschland, es ist ganz radikal. Hätte Ihr Bruder uns gefragt, er wäre gewiß nicht hin." Wenn Zeerleder „wir" sagt, so meint er damit sich und den Restaurator von Haller. Er zeigte mir Briefe von ihm und gibt mir einen offenen Empfehlungsbrief an Haller nach Solothurn. Ich sagte ihm von Fritz's Wirksamkeit in Süddeutschland und von der Anknüpfung mit der Postzeitung, [18]) so viel als bei seiner Indiskretion möglich ist (denn er hat mir von seinen nächsten Freunden auf eine Art gesprochen, die beweist, daß Geheimnisse schlecht bei ihm verwahrt sind). So werde ich nun auf die angenehmste Weise von der Welt zu Haller kommen: und dann, durch Zeerleder (der ein eifriger Jesuitenfreund ist), durch Haller und durch den Abbé Balleta [19]) verstärkt — zu den — — Jesuiten nach Freiburg.

---

[15]) Erschien Bern 1829—1846.

[16]) „Beobachter aus der östlichen Schweiz", erschienen bei Beyel, Zürich und Frauenfeld vom 25. September 1838 bis Ende 1844.

[17]) Fr. Rohmer weilte in Berlin Februar bis Mai 1843, um politische Verbindung mit dem preußischen Hof und den Ministern aufzunehmen, aber ohne Erfolg.

[18]) „Augsburger Postzeitung", gemäßigt katholisches Blatt.

[19]) Vermutlich Matthias B., Prof. der Theologie in Freiburg.

Ueber die Bernerischen Zustände will ich nicht weiter schreiben, bis ich Müller gesprochen. Nur zweierlei für heute: Erstens es gibt zwei Berner Konservatismen, wie es zwei Berner Radikalismen (den N[euhaus']schen und Schnell'schen) gibt: Der eine Bernerisch reformiert und Bernerisch eng, Typus vielleicht Fischer[20]), der andere geistig sehr allgemein ausgreifend und katholisierend wie Haller und Zeerleder. Und endlich noch: Neuhaus ist hier ein allgemein geachteter Mann. Dieser Satz geht hart aus der Feder, aber er ist wahr — — Zeerl. wird mich zu May[21]) und vielleicht noch anderen führen, wenn ich Lust habe. An Rohmerei im Sinne von Zürich ist hier nicht zu denken. Persönliche Bekanntschaft auf der einen und ein Journal, das Zürich unterstützt, auf der anderen Seite, ja — aber eine Wirkung der Lehre auf den Staat wie in Zürich, unmöglich. Die alten, die für Wissenschaft empfänglich sind, sind durch Haller sehr präokkupiert.

Adieu! Schicken Sie dieses bald an Fritz. . . . .

Ihr T."

2. Theodor Rohmer an Heinrich Schultheß.[22])

Solothurn, 8. März 1844.

„Die Nachrichten über Bern und über Haller — zwei sehr konservative Gegenstände — sollen Ihnen gewidmet sein.

Es existieren über Bern große Täuschungen in Zürich, weniger dadurch, daß man falsche, als dadurch, daß man ganz unbestimmte Bilder davon hat. Hier gebe ich (— ohne Begeisterung! —) die Eindrücke, die ich aus dem viertägigen Umgang mit Bern und vorzüglich mit Müller erhalten habe.

Vor allem gewöhne man sich in Zürich an den Gedanken, daß Bern kein eidgenössischer Kanton, sondern die Republik Bern ist; und an den zweiten unmittelbar daraus

---

[20]) Emanuel Fr. v. Fischer, Schultheiß von Bern, 1786—1870.

[21]) Albert Friedrich May, Stadtschreiber und Großratsmitglied 1773 bis 1853.

[22]) Der Brief wurde in seinem wesentlichsten Inhalt, soweit derselbe Bern betrifft, von Theodor Rohmer abgedruckt in seinem Buch „Dokumentarischer Abriß der Geschichte der liberal-konservativen Politik vom Jahr 1842 bis zum Jahr 1847. Manuskript. Februar 1848." S. 169—171.

folgenden, daß man von Zürich aus nicht auf Bern selbst, sondern nur auf die Meinung der anderen Kantone über Bern und sodann mit den anderen Kantonen gegen Bern wirken kann.

Diese Stellung Berns geht bis zu seiner innersten Anlage hinauf und läßt sich historisch am kürzesten so fassen: Bern ist das Mittelglied zwischen dem romanischen und deutschen Stamm, Kleinburgund, der Erbe von Burgund, das es besiegt hat. Nicht bloß besteht es aus deutschen und welschen Teilen, sondern auch der einzelne Berner, indem er französisch und B[erner] Deutsch als zwei Muttersprachen spricht, ist in sich gemischt. Ein solches Land kann keine Ideen erzeugen, sondern es kann nur die Ideen allmählich aufnehmen, die von deutscher oder romanischer Seite her kommen. Zum Ersatz für diese geistig sekundäre Stellung wirft sich Bern auf die materielle Macht und sucht sich Vasallen in der Schweiz. Der Aargau und Solothurn sind solche Vasallen, die ganze Protektion des Radikalismus ist im Staatsgeist von Bern eine solche Vasallenschaft. [23])

Dieser Staatsgeist ist so mächtig noch in Bern, daß als Neuhaus seinerzeit die bekannte Energie in der Klostersache entwickelte, man selbst in der Stadt Bern sagte: So würden die alten Schultheißen von Bern, die Bubenberg pp. [24]) auch gehandelt haben. Es wäre sogar denkbar, daß, den Fall gesetzt, Zürich hätte seit 39 im Radikalismus fortgemacht, die (persönlich radikale) Regierung von Bern nach außen die Protektion des Konservatismus übernommen hätte — so sehr wiegt die Tradition über die Personen fort.

Bern ist von seiten Zürichs unaufhörlich fort hinzustellen als ein durchaus uneidgenössischer Stand, der lediglich sein Territorialinteresse sucht und im Innern schamlos die Prinzipien verleugnet, für die es einzustehen sich die Miene gibt (wobei natürlich die Willkürlichkeit des Berner Staatsinstinktes überhaupt der Willkürlichkeit der jetzt

---

[23]) Soviel wie „auf eine solche Vasallenschaft berechnet". So in „Dok. Abr."

[24]) Die bedeutenden Berner Schultheißen des 14. Jahrhunderts.

herrschenden Radikalen zuzuschreiben[25]) ist). Die Eidgenossenschaft ist als das Eine, Bern (mit den Kantonen, die sich nicht entblöden, seine Sklaven zu sein) als das andere System hinzustellen. Und die Eidgenossen sind aufzufordern, mit Zürich dahin zu wirken, daß Bern schweizerisch wird.

Das einzige Mittel dazu ist die Demokratie, als die einzig mögliche Annäherung in der Verfassung und dem geistigen Leben an die übrige Schweiz. Es ist unerhört, daß ein Kanton sich zum Haupt der demokratischen Prinzipien von a. 30 aufgeworfen hat, der in seiner revolutionären Verfassung Beschränkungen enthält, die die Demokratie illusorisch machen. — Bern muß erst eine Demokratie werden wie die übrige Schweiz.

Doch ich greife hier vor: der innere Gang der Bernerischen Umwälzung ist bis jetzt der:

Patriziat, Stadtbürger, Magnaten der kl. Städte, Magnaten der Dörfer.

Von den Magnaten der Dörfer geht es zum Volke selbst und der einzig mögliche Versuch dazu ist Erweiterung der Demokratie.

Die Magnaten der kleinen Städte (von Burgdorf, Nidau, Thun pp.) sind einer nach dem anderen aus dem Regierungsrat geworfen, mit einziger Ausnahme Neuhaus', der sich erhält durch seine Persönlichkeit. Die Dorfmagnaten, an die das jetzige System sich lehnt, fürchten direkte Wahlen als ihren Tod: und hier liegt die Notwendigkeit der Demokratie für den Kanton selbst.

[Fortsetzung des Briefes] Freiburg, Sonntag 10. März.

Eine Feuersbrunst in Solothurn hat Obiges unterbrochen. Ich versuche nun so gut fortzufahren, als es mir unter den neuen Eindrücken von Fr. und unter dem Wirtshausleben möglich ist.

In Zürich glaubt man an das Vorhandensein einer, wenn auch schlechten, doch lebenden aristokratischen Partei zu Bern. Dies ist ein Irrtum. Es gibt in Bern gar keine, nicht einmal eine nichtstuende „kons." Partei. Das Patriziat als solches

---

[25]) Hier ist wohl „hinzuzurechnen" gemeint.

ist gänzlich tot: der eine Teil, der das Alte wünscht, wartet, daß der Berg (c. a. d. der alte Staat) zu ihm kommt, ohne sich mit dem jetzigen Staat im mindesten zu befassen; der andere Teil lebt dem Materialismus und fühlt sich bei den jetzigen Zuständen wohl. Ich habe einen jungen Muralt, bisherigen Redakteur der Allgemeinen Schweizer Zeitung, gesprochen, ein Mensch, der recht gut fechten, reiten und malen kann, aber für eine Zeitung nicht einmal die nötigen journalistischen Kenntnisse hat. Dieser junge Mann (dessen Bekanntschaft mir Zeerleder im Eifer für die gute Sache aufdrängte), spielte zuerst den Patrizier vis-à-vis dem Schriftsteller. Als ich aber damit anfing, ihn um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihm, obwohl bisherigem Redaktor der Schw. Z. doch offen erkläre, daß die Schw. Z. über alle Begriffe nichtig und schlecht sei, so legte er eine Generalbeichte über seine Standesgenossen ab, die aus dem Munde eines geistig so niedrig stehenden Mannes charakteristischer war als alle Beschreibungen Müllers und Zeerleders. Er habe, sagte er, sich auf einige Unterstützungen von Seite der Patrizier verlassen; aber weit entfernt ihn zu fördern, habe man ihn mit scheelen Augen angesehen, ihm die Idee, eine Zeitung zu übernehmen, als standeswidrig verdacht und ihn auf alle Weise so behandelt, daß seine Ehre und sein Ruf zugrunde gegangen wäre, würde er noch länger geblieben sein. . . Er selbst ... sei ein Mensch ohne alles Talent für ein Blatt und habe nur geglaubt, man dürfe es nicht fallen lassen: jetzt werde es einen neuen Redaktor bekommen, der aufs Justemilieu hinarbeiten und sich nicht entblöden werde, einzelne Regierende zu lobhudeln pp.

Diese Leute verstehen unter der „guten Sache“ nicht ein Prinzip, sondern die Herstellung ihrer Privilegien und sind gutmütig genug zu glauben, daß man in anderen Kantonen für sie arbeitet. Verhaltungsgrundsätze haben sie gar keine. „Ich habe eben geglaubt,“ sagte Muralt, „man müsse die demokratischen Prinzipien einigermaßen anerkennen und hernach, wenn bessere Zeiten kommen sollten, könnte man's ja wieder fahren lassen.“ Müller gilt in dem Kreis als Radikaler.

Für alles das gibt es kein Mittel als Erweiterung der Demokratie. Diese wird 1. Bern eidgenössischer machen, 2. den

furchtbaren Materialismus, der dort regiert, dadurch wenigstens etwas vermindern, daß man die Hilfe des Geistes braucht und einsieht, was der Geist wert ist, 3. die jetzige Regierung stürzen, die durchaus auf aristokratische Wahlen gebaut ist, und 4. alle patrizischen Individuen an sich ziehen — denn die, die eines neuen Lebens fähig sind, werden sich dann entschieden scheiden von den alten.

Vielleicht ist dieser Weg gefährlich für den Kanton Bern, der jetzt mit ihm erst dazu kommen wird, den Radikalismus geistig durchzumachen. Der Kanton ist jetzt noch sehr stark in sich; wer auf dem Stuhl sitzt, hat den unbedingtesten Gehorsam und kann über alle Kräfte des Landes disponieren (hierin macht Bern einen ganz deutschen Eindruck). Dies kann möglicherweise aufhören, wenn das politische Leben ins Volk selbst hineingeworfen wird. Die Macht von Bern wird jedenfalls geschwächt; aber diese Schwächung ist nötig, weil ohne dem sich Bern dem geistigen Leben der Schweiz auf die roheste Weise entzieht.

Was die Radikalen betrifft, so geben sie sich, da sie keinen Widerstand haben, ungescheut den krassesten Streitigkeiten untereinander selbst hin. Zusammengehalten sind sie nur noch durch die Furcht vor dem Patriziat; — ohne diese noch als Phantom mächtige Furcht würden sie ganz auseinander fallen. Der Verfassungsfreund, der Volksfreund, der Schweizerische Beobachter, der Seeländer [26]) — alle diese radikalen Blätter sind eines vom anderen durch den bittersten Haß getrennt. Neuhaus hält sich wie gesagt über all dem nur als Person. Er kümmert sich nicht um die Presse, ist lediglich regierender Herr, und insofern ein ganz geschickter Fortsetzer des alten Patriziats. Indessen hat auch er sich durch herrisches Wesen bei manchen Radikalen verhaßt gemacht, und in Tavel, [27]) der seit einiger Zeit im Regierungsrat ist, wächst ihm ein Nebenbuhler heran. Es wird im nächsten

---

[26]) Verfassungsfreund 1836—1849. Volksfreund 1831—1845. Schweizerischer Beobachter 1830—1850. Seeländer Anzeiger (?) 1837—1842.

[27]) Franz Karl von Tavel 1801—1865, Schultheiß und Regierungsrat.

Jahr einen Kampf um die Schultheißenwürde geben, in dem Neuhaus möglicherweise fallen kann.

(Anmerkung: Glaube man also doch nicht, daß Bern seit 1830 eine ideelle Entwicklung durchgemacht habe. Nur die Personen, nur die Magnaten haben gewechselt; die neuen haben sich, um gegen die alten zu bestehen, dem schweizerischen Radikalismus angeschlossen; das innere System und die äußere Politik von Bern ist so ziemlich dasselbe geblieben: und beides ist um so schlechter und um so materieller als auch das alte System schlecht und materiell war. —)

Sie sehen hieraus, daß die Bildung einer liberalen Partei in Bern äußerlich alle Avancen für sich hätte, innerlich aber von allen Seiten erschwert ist durch die herrschende Materialität. Mit dem Prinzip lockt man zunächst keinen Hund aus dem Ofen [so!] Die Parteien[28]) gelten in B. als ein durchaus unpraktisches Buch und der Beobachter als ein doktrinäres Blatt, das nur von Doktrinären resp. Gelehrten verstanden werden kann!! In dieser Beziehung ist der Hauptnutzen eines neuen Blattes der, daß Bern die Prinzipien von Zürich anerkennt; in sich selbst kann es nur durch jahrelange Wirksamkeit zum Verständnis gelangen. Dies wäre aber gleich, säßen nur die rechten Personen auf dem Stuhl. Statt dessen fehlt es an vorragenden Individuen durchaus, und Müller steht ganz allein und ist überdies nach bernerischer Anschauung ein viel zu junger Mann, als daß man sich leicht an ihn anschließen möchte. In die Regierung kann er eben deshalb nicht so bald kommen. Daß es unter diesen Umständen bei einem B. Patrizier, der ein Landgut und eine Braut hat, der mit den Radikalen und den Patriziern gleichmäßig gesprengt ist und der sich nach Berner Begriffen durch Journalistik „unmöglich“ macht, — Aufopferung braucht, um ein Blatt zu gründen, liegt auf der Hand. Müller hat indeß die Gründung aufs Definitivste zugesagt, vorausgesetzt, daß er einen Menschen findet im Ct. Bern, der sousredigieren kann; allein es ist ihm, seiner Verh. wegen unmöglich anzufangen vor dem Juni oder Juli.

---

[28]) Die Lehre von den vier Parteien, a. a. O.

Müller persönlich ist ein sehr merkwürdiger Mensch. Geboren in Ostindien, erzogen in England und gebildet durch bedeutende Reisen (u. a. einem halbjährlichen Aufenthalt in Griechenland, wo ein Bruder von ihm Gutsbesitzer ist) kann er, was Bildung betrifft, seine Standesgenossen fast alle in die Tasche stecken. Er ist aus einer der ältesten Familien von Bern und erinnert in seiner demokratischen Gesinnung an die Haltung Mirabeaus: „Weil ich Patrizier bin, kann ich die Patrizier verachten.“ Zwei kleine Schriften, die er geschrieben hat, eine in der Dotationsfrage [29]) (womit er der Stadt Bern große Dienste geleistet, daher er jetzt Stadtrat ist), die andere über die Verfassung [30]) sind sehr gut geschrieben, praktisch durch und durch und von einer logischen Schärfe, die den gesunden Verstand ebensosehr als den Juristen zeigt. Er hat mich persönlich mit der größten Freundschaftlichkeit aufgenommen und bewirtet, und wir haben uns vortrefflich unterhalten. Er ist aber eine so zurückhaltende Natur, daß es mir unmöglich ist, ein definitives Urteil zu äußern. Mit dem Prinzip der Parteien und der „Rohmerei“, soweit sie im Beobachter hervortritt, hat er sich einverstanden erklärt und wird sich in seinem Blatte darnach äußern. Er will hauptsächlich auf die Scheidung zwischen radikal und liberal drücken, und sonst die Anschauung (neben den materiellen Ausführungen , die den Hauptinhalt eines Berner Blattes bilden) allmählich einzuführen suchen. In alledem hat er sich so weit erklärt, daß ich ihn fragen konnte, ob es ihm in Bern hinderlich sein werde, wenn die radikalen Blätter ihm vorwerfen würden, er „rohmere“. Dagegen hat er sich über das, was ich ihm vom System mitgeteilt (Fraktionen und Staat) bei sehr gescheiten Aeußerungen mit so viel Rückhaltung geäußert, daß ich den Grad seines Verständnisses und seiner moralischen Annäherung nicht bemessen konnte. Ich bleibe übrigens in Verbindung mit ihm. Seine bedeutenden Elemente sind jedenfalls liberal; die anderen wahrscheinlich radikal.

---

[29]) Ein freies Wort über den jetzigen Stand der Bernischen Dotationsangelegenheit. Bern 1840.

[30]) Vermutlich „Der Restitutionsstreit zwischen der Bürgergemeinde und dem Regierungsrat von Bern als reine Rechtsfrage betrachtet. Bern 1843.“

Zum Demagogen hat er viel Talent; seine Bildung aber ist adelig in hohem Grad. Die Erfahrung hat mich so gewitzigt, daß ich weiter nichts sage, als daß sein persönlicher Stolz, verbunden mit einer großen Bescheidenheit in ideellen Dingen, mir Achtung für ihn eingeflößt hat. So viel für heute. Fortsetzung folgt noch hier. Ihr Th. R.“

3. Theodor Rohmer an Bluntschli.

Lausanne, 11. März 1844.

„Gestern abend bin ich hier angekommen. Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die ich in diesen acht Tagen empfangen habe, läßt sich nicht beschreiben und bestätigt abermals das alte Lied von der Einzigkeit der Schweiz.

Ich hoffe, daß Sie in dem, was ich von Freiburg aus über Bern geschrieben, einiges Wesentliche heraus erkennen, so schlecht es auch gegeben ist . . . En attendant einige Notizen über Solothurn und Freiburg.

Hätte ich mir unter Haller einen sehr alten, für Nichts Neues mehr fähigen Mann gedacht — was nicht getan zu haben meine Schuld ist — so könnte ich mit meiner Bekanntschaft sehr zufrieden sein; — von einem anderen Gesichtspunkt freilich nicht. Haller wohnt recht charakteristisch in einem alten Herrenhaus bei Solothurn, bewacht von einer alten Dame, die niemand vorläßt, der nicht die besten Empfehlungen mitbringt, und mich, nur im vornehmen Stil an Rankes Xantippe erinnert hat. Ich schickte ihm Zeerleders Brief nebst einer Anfrage in betreff der Stunde und er antwortete mir in einem sehr artigen Schreiben, das ich als Autograph einer Berühmtheit aufheben will. Die Unterhaltung dauerte zwei Stunden: ihr Inhalt war in Kürze der, daß ich, der ich schon so unzählige Male andern das F.[riedrich Rohmersche] System erklärt, nun die Ehre hatte, von einem Greis in den Siebzig weitläufig sein eigenes System deduziert zu bekommen. Der Propagandismus war mehr auf seiner Seite als auf meiner, und dabei war mir, wie Sie sich denken können, komisch zu Mut.

Haller macht weder den Eindruck eines Gelehrten, noch den eines Literaten, noch den eines Staatsmannes, er macht lediglich den eines Edelmanns von altem Hause. Er ist auch

nicht anders zu begreifen als der Enkel des großen — und als der Sohn des Geschichtsforschers Haller. Die enorme Gelehrsamkeit des großen Haller, gepaart mit einem treffenden, gesunden Verstand, hat sich auf beide Enkel verpflanzt, und der Restaurator fühlt auch psychisch diesen Zusammenhang. — Ich sagte ihm, ich sei gekommen, um dem Mann meine Achtung auszudrücken, der der Erste in Europa den Versuch gemacht habe, dem Radikalismus ein Prinzip entgegenzustellen und den Staat auf natürliche Basen zurückzuführen. Sofort fing er an, mir von der Geschichte und dem Inhalt seiner Theorie zu erzählen. Ich machte ihm einen Einwand nach dem andern und er suchte sie sämtlich mit großem Eifer zu widerlegen. Nach einer interessanten Debatte schnitt ich ab und sagte ihm, „er scheine meine Stellung mißzuverstehen: ich komme weder als Anhänger seiner Theorie, noch um mit ihm zu streiten, ich betrachte ihn vielmehr als Propheten und Vorläufer von F., sein System sei eine Ahnung der Wissenschaft, aber in keiner Art die Wissenschaft des Staates selbst, er werde begreifen, daß es mir als Bruder und Schüler Fr. R.s. ein historisch merkwürdiger Moment sei, ihm dies selber zu sagen. pp.“ Bei dieser Erklärung zog sich ein düsterer Schatten über Hallers Gesicht, er besann sich wie jemand, der sich in etwas nicht zurechtfinden kann, (auch hatte er in der Tat zu wenig gehört, da er keine Zeitungen mehr liest, und nur im allgemeinen die politische Stellung gekannt.) — „Wieso das?“ — fragte er, „Wie sollte das sein?“ Ich suchte ihm hierauf zu erklären, wie er, der den Staat auf die natürliche Ungleichheit der Menschen gegründet, sehr wohl begreifen müsse, daß die richtige Ueber- und Unterordnung nicht gefunden werden könne ohne die psychologische Erkenntnis des Menschen pp., daß der Staat, den er nur als Privatinstitut auffasse, ein psychisches Ganze, ein Staatskörper, ein Organismus sei pp. und schilderte ihm hiernach in Kürze die Wissenschaft. Haller hörte aufmerksam aber mit einem gequälten Ausdruck zu; so oft ich ein Wort brauchte, wie psychisch pp., sagte er mit dem ganzen Eifer des Alters „Und warum nicht einfachere Wörter brauchen.“ Alles das war ihm zu hoch, zu spekulativ, obwohl ich nur das Praktische nahm — endlich ging ich auf Deutschland über und gab

ihm einen kurzen Begriff von F.s Wirksamkeit — hier schaute er auf und drückte sein Vertrauen auf Deutschland aus, dann aber kam er zurück und nahm wie erleichtert wieder das Wort: „Ich glaubte, meine Theorie sei für alle gut, weil sie von den einfachsten Sachen ausgeht, man hat mir von den verschiedensten Seiten gesagt, daß die verschiedensten Menschen in ihr Befriedigung finden, ich verstehe das nicht, was Sie ihr vorwerfen, verstehe nicht, was Ihr Herr Bruder will, ah! Ich habe wohl die Eigenliebe, zu glauben, daß meine Lehre die richtige sei, sehen Sie.“ — Hier zeigte er mir eine Menge von brieflichen und gedruckten Aeußerungen, die er der Reihe nach zusammengetragen hatte, über sein Werk; es tat seiner Eitelkeit wohl, Stellen aus den Rezensionen vorzulesen, aber diese Eitelkeit hatte so wenig vom Gelehrtenhochmut und so viel Altkindisches, daß es rührend war, obwohl die gereizte Hast, womit er die stärksten Lobsprüche vortrug, um sich vor einer zweiten Attacke von meiner Seite zu verschanzen, mich ärgerte.

„Diese Sachen,“ schloß er, „lese ich, weil sie charakteristisch sind, tausend andere kenne ich nicht, in Deutschland lehren viele nach meinen Ideen, erst seit mir gibt es unter den Modernen eine Physiologie des Staates (wie mein Großvater die Physiologie der Natur geschrieben hat), aber sie schämen sich zu sagen, es sei von mir.“ (Dies ist NB. wahr.) Als ich ihm hierauf sagte, derlei sei verächtlich und gerade als Schüler einer höheren Wissenschaft könne ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, beruhigte er sich. Wir sprachen noch von Metternich, den er seit dem Rastatter Kongreß schon kennt und für einen innerlichen prinzipiellen Gegner des Radikalismus hält, von Jarcke[31]) . . . von Ihnen pp. Ich sah ganz deutlich, daß er zu altersschwach ist, um einer Deduktion noch folgen zu können, er hatte das Einzelne wieder vergessen und nur einen allgemeinen Eindruck behalten; und als ich fortging, sagte er mit dem liebenswürdigsten Tone: „Sagen Sie mir noch einmal, wie das Werk Ihres Bruders (die Parteien) heißt, sehen Sie, ich bin alt, ich kann wenig mehr lesen, aber ich werde es gerne lesen.“ — Zuletzt rief ich ihm noch zu: „Wenn Sie einmal von Deutsch-

[31]) Karl Ernst Jarcke, 1801—1852. Strafrechtslehrer, ultramontaner Publizist, österreichischer Hofrat.

land her über F. R. hören, so erinnern Sie sich, H. v. H., dieses Besuchs!“ „Das will ich,“ erwiderte er — und dieser nämliche Mann, dessen Eitelkeit durch viele meiner Aeußerungen aufs bitterste beleidigt war, der oft so gereizt gesprochen und sich so kindisch gezeigt hatte — dieser nämliche Mann (hier vergleichen Sie nun einen deutschen Gelehrten, etwa Savigny) begleitete mich nun in die Halle hinaus, half mir mit der Würde eines Edelmannes, der sich nicht das Mindeste vergibt, den Ueberrock anziehen und verließ mich erst vor dem Gartentor.

Requiescat in pace muß ich trotzdem sagen, daß ich nichts bei ihm erreicht als die nähere Kenntnis seines Systems, worüber ich hier nicht schreiben kann. Soviel aber ist klar: Haller hat den Geist des Mittelalters durch und durch aufgefaßt — er, der französisch erzogene und zu einer Zeit geborene, wo noch niemand das Mittelalter kannte, lebt und webt nur in Rechts- und Staatsbegriffen jener Zeit. Seine Restauration geht als Staatslehre des Mittelalters der Wissenschaft gerade so voraus, wie Johannes der Täufer als starrer Repräsentant des Judentums Christus vorausging. Dieser Vergleich hinkt freilich: — vielleicht aber, daß der zweite Johannes der Täufer ebenso dazu verdammt war vom Messias in einer Zeit zu hören, wo er zum Verständnis schon zu alt ist als der andere dazu verdammt war, ihn zuerst zu predigen und dann zu bezweifeln.

Ueber das Eifern des Beobachters gegen die Jesuiten war Haller gewaltig bös. „Die Jesuiten sind ein katholischer Orden wie ein anderer auch, man kennt sie in Z.[ürich] so wenig wie anderwärts, wir verlangen nicht, daß die Protestanten sie gerne haben für sich, aber warum gegen die Katholiken losziehen in Dingen, die Protestanten nichts angehen. Hat Luzern auch geschimpft, als man in Zürich den September machte?“ pp. — Worauf nicht viel zu entgegnen ist, obwohl ich ihm natürlich entgegnet habe. —

Solothurn ist ein höchst widriges, ich möchte sagen, niederträchtiges Nest — pfäffisch und unschön, durchaus ohne den Reiz eines besonderen markierten Wesens, den fast jeder Kanton der Schweiz hat, dunkelmännisch — hier paßt das lächerliche Wort — mit ein paar radikalen Kerls an

der Spitze, die den Kanton beherrschen, weil sie schlau sind und Bern sie unterstützt. — Solothurn war von jeher Vasalle Berns.

Schön dagegen ist der Jura bei Solothurn, der hier Bergformen annimmt, die an Feinheit der Wellenlinien kaum ihresgleichen haben . . .

Freiburg ist unglaublich pittoresk, macht einen großartig katholischen Eindruck und ist voll von schönen, frischen katholisch-lieblichen, weiblichen Gesichtern. Es gibt vielleicht wenig individuell große Schönheiten, aber man sieht kein häßliches Gesicht und das Pêle-mêle von französischer Lebendigkeit und deutscher Gutmütigkeit ist reizend. Freiburg hat Augustiner, Franziskaner, Redemptoristen, Benediktiner, Jesuiten und drei weibliche Orden noch dazu. Da ich an einen Geistlichen, den Abbé Balleta (einen enragierten Katholiken, der mich übrigens mit großer Aufopferung überall herumführte) angewiesen war, so war ich von pères reverends oft umringt und alle nahmen bei der vorübergehenden Begegnung den prot. Kämpfer für die „gute Sache“ (dieses Wort habe ich seit Zürich mehr als achtzigmal gehört) mit strahlenden Augen auf. Balleta führte mich zum Provincial, Pater Rothenflue, mit dem ich eine bis eineinhalb Stunden sprach. Rothenflue ist ein Innerschwyzer von — Stanz — eine Tatsache, die wie Sie denken können, die Fürchterlichkeit (!) der Unterredung sehr ins Gemütliche milderte. Das äußere Air war durchaus jesuitisch-fein, höflich im höchsten Grade, leiser Tritt, unbefangene Manieren, streng devot, aber der direkte Gegensatz des pietistischen Anstriches. Ich will versuchen, nur einige Partien des Gesprächs anzudeuten und bemerke zum voraus, daß die anfängliche Intention, die ich hatte, mit dem Provincial eventuell über Luzern zu unterhandeln und ihm ein Bild von F.s Verhältnis zur katholischen Kirche und von seinem religiösen Beruf zu geben — daß diese Intention mir sogleich verschwand, nicht aus Schüchternheit, sondern weil ich fühlte, daß es sehr unklug gewesen wäre, das Eine, weil es eine Konzession gewesen wäre, das Andere, weil man mit den Jesuiten nie anders als als offizielle Macht verhandeln kann, auch das vorliegende Individuum ein borniert Kirchliches war.

Der Provincial ging ungeniert auf politische Gegenstände ein. Ich: Sie werden, wie die Sachen sind, in Luzern abschlagen? Sie müssen es nach Ihrer Erklärung. Prov.: Verzeihen Sie: ich werde auf meiner Forderung beharren, ob Luzern sich danach modifiziert oder nicht, das weiß ich nicht. Ich: Sie wissen, daß die protestantischen Konservativen gegen den Orden sind und die Einführung entschieden nicht wünschen. Der Grund ist der, daß der Jesuitenorden, abgesehen von seinen sonstigen Fehlern, seiner Entstehung und Tendenz nach ein speziell antiprotestantischer ist. Prov.: Wir begreifen dies, aber Sie werden auch begreifen, daß dieser Grund für den Orden nicht bestimmend sein kann. Ich: Nun gut. Sie werden nach diesem nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen sage, daß das Benehmen von Luzern ein in jeder Beziehung haltloses und unkonsequentes ist. So darf die Eidgenossenschaft nicht behandelt werden. Entweder Jesuiten oder keine, aber beides auf die rechte Manier. Luzern hätte mit einer richtigen Zurückweisung des Ordens der katholischen Kirche mehr dienen können, als mit diesem Berufen. Prov.: Die Luzerner Konservativen sind selbst geteilt. Sie werden einsehen, Herr R., daß der Orden seinen Weg geht, wohin er berufen wird, ohne darauf zu sehen, politisch, von wem und wie. Der Orden geht überall hin, wo man ihn zum Dienst der Kirche ruft. Ich: Können Sie leugnen, daß der Mann, der Sie beruft, nicht einmal den Katholiken moralische Garantien bietet, geschweige uns Protestanten? Haben Sie gelesen, wie Siegwart[33]) von Kasimir Pfyffer[34]) sich vorlesen lassen mußte, was er anno 39 gegen den Orden geschrieben? Und auf diese Weise würden Sie nach Luzern kommen! Sie kommen unter der Autorität eines Mannes, der vor drei Jahren extrem radikal war — dies wirft ein angenehmes Licht auf den überdies schon so, wie Sie wissen, beurteilten Orden zurück. Prov., schweigt in großer Verlegenheit, nicht des Ordens wegen, sondern Siegwarts wegen. Nur ein süßes Lächeln schwebt um seine Lippen. Endlich fängt er wieder an: „Wir sind Menschen. Gott kann sich verschiedener Werkzeuge bedienen. Der Orden steht im Dienste Gottes.“ (NB. Beachten Sie

[33]) Konstantin Siegwart-Müller, 1801—1869, Bürgermeister von Luzern.
[34]) 1794—1875. Liberaler Politiker von Luzern.

wohl, wie großartig dieses blinde Prinzip der Ausbreitung im Dienste Gottes bei den Jesuiten jede politische Rücksicht abschneidet.) Ich fing nun an, meine Ansicht über den Orden auseinanderzusetzen, wie ich sie in der Postzeitung noch näher auseinandersetzen will. Ungeheuer war mein Erstaunen, als ich hörte, daß die heutigen Jesuiten die früheren in keinem Jota desavouieren. „Wie! Sie gestehen von der ganzen weltlichen Richtung, die der Orden im 18. Jahrhundert genommen, von all den weltbekannten Tatsachen Nichts zu? Der Orden wäre in keiner Weise entartet gewesen?“ Prov.: „In keiner Weise, das Unglück des Ordens waren die Beichtvaterstellen bei den Königen — der Orden hat solche Stellen nie gern gesehen und die Betreffenden gewarnt. Einzelne haben geschadet, der Orden ist sich immer treu geblieben.“ Ich: Und sein Benehmen gegen die Jansenisten, selbst gegen die Dominikaner?“ Prov.: „War gut und gerecht. Die Jesuiten wußten, daß ihre Ansicht die echte Ansicht der Kirche war.“ Ich: „Und die Aufhebung des Ordens? Was machen Sie aus Clemens XIV.? War er kein frommer Mann, hat er nicht das Verderben des Ordens beklagt?“ Prov. (mit der größten Ruhe): „Der Papst Ganganelli war kein frommer Mann. Die Wahrheit wird einst an den Tag kommen. Wir haben darüber Manuskripte, die Sie nicht kennen können. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens war das Werk von Maitressen, die am römischen Hof regierten wie am französischen.“ Ich (nach vielen anderen historischen und psychologischen Vorwürfen): „Wie kommt es, daß auch die Katholiken stets den jetzigen Jesuitenorden vom früheren trennen?“ Prov.: „Weil sie keinen Mut haben und sich vor den Radikalen fürchten.“ Ich: Der jetzige Jesuitenorden ist in allen Konstitutionen und Traditionen der nämliche wie der alte und steht dafür ein?“ Prov.: „Ganz und gar.“ Ich: „Nun dann, sagen Sie mir: wie kommt es, daß das Wort „Jesuit“ zur Bezeichnung der Schlauheit und Perfidie geworden ist? Wie kommt es, daß das Volk, nicht das Volk im radikalen Sinn, sagt, ein „guter Kapuziner“ und ein „schlauer Jesuit“. Wie kommt es, Herr Pater, daß es keinen gräßlicheren Kontrast gibt auf der Welt als sich zu denken: Jesus war ein Jesuit!?“ Hier, ich

gestehe es, glaubte ich eine Bombe geschossen zu haben, der niemand widerstehen könne. Keineswegs! Der Prov. (mit der größten Ruhe und Sanftmut): „H. Rohmer, wir finden keinen Widerspruch in dem Namen Jesus und Jesuit. Die anderen aber haben uns von jeher gehaßt. Sagen Sie: geben nicht die Protestanten selber zu, daß Loyola, Leinez, Xaver pp. wirklich fromme Männer waren und daß der Orden erst nach und nach „berechnend“ geworden sei?“ Ich: „Ja.“ Prov. „Nun denn: Schon am ersten Anfang brauchte man das Wort Jesuit in dem heutigen schlimmen Sinne. Und warum? Der Orden hatte von Anfang an den Grundsatz, in die Sinnesweise der Menschen einzugehen, in der Welt zu leben, um sie zu bekehren, in den Sitten nachgiebig und höflich zu sein. Der Orden glaubt, daß dieses auch der Heiland getan. Der heilige Xaver hat mit den Spielern gespielt und mit den Soldaten getrunken, ja scheinbar die Laster mitgemacht, um sie zu bekehren. Diese Grundsätze hat der Orden heute noch und steht offen dafür ein.“

Sie sehen hieraus, wie weit der Orden als besonderer Zweig der katholischen Kirche absolutistisch, Sie sehen aber auch, wie sehr er vom ganzen Geist der Kirche durchdrungen ist. Wer den Jesuitenorden nicht will, der schweige über ihn. Fritz hat in der Postzeitung die richtige Politik ausgedrückt: „Der besonnene Kons. verachtet die Jesuiten weder, noch liebt er sie.“ — Aber „Die Jesuiten sind ein katholischer Orden wie jeder andere auch,“ also wenn katholische Staaten sie einführen, widersetzte sich ihnen der Protestantismus nur dann, wenn sie ein Monopol des Unterrichts im Staate wollen — dies ist eine Opposition auf staatlichem Feld. Alles andere ist den Katholiken gegenüber — radikal, denn die Jesuiten sind, absolut. hin absolut. her, ein katholischer Orden und die katholische Kirche kann radikale, lib., kons., abs. Orden aus sich heraustreiben wie sie will. Reden macht die Jesuiten groß und als stilles Gegengewicht gegen den Radikalismus sind sie gut.“

4. J. C. Bluntschli an Theodor Rohmer.

Zürich, 30. März 1844.

Lieber Theodor! Ihre Briefe sind Historie . . . Ihren Brief über Solothurn und Freiburg hat F. an A.[bel] [35]) und Senfft [36]) mitgeteilt. Den letzten Teil habe ich auch Mousson [37]) lesen lassen. . . .

5. Theodor Rohmer an Bluntschli.

Lausanne, 10. April 1844.

„Ueber die hiesigen Zustände kann ich Ihnen besonders in politischer Beziehung wenig Einzelnes schreiben. Der allgemeine Eindruck aber läßt sich in folgendem zusammenfassen. Die Waadt ist ohne Zweifel das glücklichste, d. h. das vom Glück begünstigste Land in der Schweiz. Von all den Elementen, welche den Keim der Zwietracht oder des Unglücks unter die größeren Kantone werfen, ist hier keines vorhanden. Weder der Gegensatz von Stadt und Land (Lausanne hat niemals geherrscht), noch der Gegensatz von Adel und Bürgerschaft (der alte Savoyische Adel ist seit der Einverleibung an Bern in seiner Bedeutung zugrund gegangen), noch irgend traurige Erinnerungen (die Revolution, die überall geschadet hat, hat der Waadt nur Gutes, d. h. National-Emanzipation gebracht), noch endlich der Druck der Industrie und der Kontrast zwischen Reich und Arm stören den Frieden der Waadt. Es ist ein fast durchgehend ackerbauendes Land mit einem gleichmäßigen Maßstab des Wohlstandes, mit einem Wort, wenn Sie sich an Rousseaus Schriften erinnern, eine Demokratie nach dem Ideale von Jean Jacques. Die schnelle Gewöhnung der Waadt an ihre Selbständigkeit ist sehr leicht erklärt, wenn Sie zu der Tatsache, daß nichts die natürliche Einheit des Landes und des Provinzial-Charakters stört, noch die hinzufügen, daß die Waadt schon unter Savoyen große Privilegien und kommunale Freiheiten genoß.

---

[35]) Karl v. Abel 1788—1859, bayerischer Staatsminister.

[36]) Graf Chr. Fr. Ls. Senfft von Pilsach, österreichischer Gesandter in Bayern. 1774—1879. Mit beiden stand F. R. damals in persönlichem Verkehr.

[37]) Joh. (Heinrich) Emanuel M., 1803—1869, Bürgermeister von Zürich.

Die Freiheit ist hier unbeschränkt. Freiheit der Kulte, Freiheit der Presse wie kaum irgend sonst. Die Kommunisten haben ein Journal in Vivis und neben den religiösen Gesellschaften existiert eine Voltairesche, die ihre Schriften der biblischen Propaganda entgegensetzt. In dieser Beziehung hat die Waadt unter allen Kantonen die meiste Aehnlichkeit mit Nordamerika. Fragen Sie, wodurch dies alles zusammengehalten wird, so kann man antworten: durch die Macht der äußeren Natur, durch einen gewissen weitverbreiteten religiösen Fond und endlich durch den Einfluß der Sitte, der für uns Deutsche zu rätselhaft ist, als überhaupt der französische Begriff Société.

Das Volksnaturell ist äußerst angenehm, nobel radikal und von einer gewissen deutsch-phlegmatischen Gutmütigkeit, die es vom französischen Charakter scharf unterscheidet. Eine Menge kleiner Städte verbreiten durch den Kanton eine gleichmäßige und sehr weitgehende Bildung. Trotz alledem, oder vielmehr infolge von alledem, ist das politische Leben sehr gering; die politischen Begriffe reduzieren sich auf die moderne Demokratie; das Leben liegt in der Société und die Würze dieser letzteren ist eine feine, der Pudelei [38]) direkt entgegengesetzte literarische Bildung, die von alther datiert und die dadurch unterhalten wird, daß das Land am See ein rendezvous für halb Europa ist. —

Das Wichtigste hier, was ich indessen brieflich kurz berühren kann, sind die religiösen Vorgänge. Dieses Land nebst Genf ist der Mittelpunkt der reformierten Religion, betrachtet als religiöses Dogma. Sie werden von Reveil [39]) gehört haben und wissen, daß neben der Nationalkirche eine Menge religiöser Sekten aller Art bestehen. Dieses religiöse Leben geht bis ins einzelnste der Familien hinein. Wenn man Zürich damit vergleicht, so sieht man, daß der Zwinglianismus nichts als ein nobler Rationalismus im großen sowohl als im irrigen

---

[38]) Ausdruck aus der Rohmerschen Nomenclatur, die in teilweise burschikoser Weise die verschiedenen menschlichen Typen bezeichnet. Pudelei etwa gleich „Bürgerlichkeit".

[39]) Die von Haldane und Merle d'Aubigne 1816 ausgehende religiöse Bewegung in Genf.

Sinne des Wortes ist. Hier habe ich endlich eingesehen, daß Luther ein guter Katholik war; lediglich influiert durch die schiefe Idee des Antichrists; und ich werde dieses Paradoxum valieren machen. Nach den Erfahrungen, die wir über die Konfessionen in Deutschland und der deutschen Schweiz gemacht, können Sie sich denken, mit welcher Begierde ich diesen letzten Ursitz des Protestantismus betrachtet habe. Mein Erstaunen kann ich ihnen kaum beschreiben, als ich das Werk las, in dem Vinet,[40]) die größte theologische Autorität nicht bloß für hier, sondern auch für das reformierte Frankreich, die Auflösung der bisher bestehenden orthodoxen Kirche erklärt, mit dem berühmten Dilemma: Entweder den Katholizismus, welcher die einzige konsequente Kirche ist, oder absolute Freiheit der Religion. Ich habe ihn persönlich kennen gelernt, bin aber durch das Unwohlsein zu sehr unterbrochen worden, um Näheres sagen zu können. Beifügen will ich noch, daß man in Rom Genf und die Waadt als Provinzen in spe betrachtet und große Anstrengungen macht besonders für Genf, aber wie ich nicht auszuführen brauche, trotz jener großen Insolvenzerklärung des Protestantismus sehr mit Unrecht. . . . .

Vuilliemin[41]) ist artig im äußersten Grade, aber kein Politiker. . . . .

Und hiemit Gott befohlen. Zürich und München! Die Gegend ist hier unsäglich schön, nicht so gemütlich ergreifend wie der Vierwaldstätter See, aber geistig weit und glänzend über allen Begriff; mit einem Wort Auge und Phantasie![42]) Man sagt: Sieh Neapel und stirb! Hier heißt es: Sieh Lausanne und werde gesund; und dieses hoffe ich zu erleben.

Ihr Th.

Leider kann ich über Protestantismus und Katholizismus nicht näher diktieren.[43]) Fritz' Aufforderung mich mit der

---

[40]) Alexander Rudolf V., protestantischer Theologe 1797—1847.

[41]) Louis V. 1797—1879, Historiker.

[42]) Auf das Rohmersche System der 16 Grundkräfte bezüglich, das auf alle möglichen Verhältnisse, auch auf die Schweizer Kantone, angewendet wurde.

[43]) Der Brief ist wegen der Erkrankung Th. R.s großenteils diktiert.

Religion zu beschäftigen, traf mich in einem Moment, wo ich schon mitten in diesen Fragen war."

6. Theodor Rohmer an Bluntschli.

Lausanne, 20. April 1844.

„Hier ist es mit der Politik erbärmlich bestellt. Jaquet,[44]) Leiter der Konservativen, und Monnard[45]) sind in Paris. Ruchet[46]) ist ein Geschäftsmann, Lausanne und das pays de V. ist ein Capua. Man ist hier zu glücklich, um sich um große Interessen zu kümmern; der Volksgeist ist zu kindisch dazu. Zürich kennt man literarisch und gelehrtenmäßig, aber nicht politisch: so auch Sie und uns. . . . . Ich hoffe indessen Jaquet noch zu sehen — wegen der Klostersache und der Parteien. Vuillemin weiß selbst, daß er nichts für Politik ist. . . . . Mit Vinet kann ich nur über theologische Sachen konversieren, aber hier allerdings im Rapport mit der Wissenschaft. Darüber mündlich — das Zusammentreffen mit ihm ist historisch und wird der Applikation der Religion sehr nützlich sein."[47])

7. Theodor Rohmer an Bluntschli.

Lausanne, 9. Mai 1844.

„In einigen Tagen soll ich einer erlesenen „Blüte" Lausanner Gelehrten ein Bild des „F. R. Systems" auf franz.!! entwerfen. Lausanne ist eine ganz literarische Stadt — nobel literarisch aber schrecklich! Der Große Rat ist wie eine höfliche Familienkonversation! . . . . . Genf ist in der Situation fast ebenso wie das französische Gouvernement: die Regierung konservativ (mit altgenferischem traditionellem Geist), auf der einen Seite bedroht von den Radikalen, auf der anderen von den Katholiken: daneben die Municipalität von Genf — ein ganz eigenes Regiment, ganz radikal. Diese Zustände sind heillos. Ich war noch nicht in Genf; um aber irgend etwas zu wirken, müßte ich auf länger (d. h. 14 Tage bis

[44]) Augustin J., 1802—1845.

[45]) Charles M., 1790—1865. Historiker.

[46]) Personaldaten nicht feststellbar.

[47]) Unter „Wissenschaft" und „Religion" ist die Rohmersche Lehre zu verstehen.

drei Wochen) hingehen . . . . Meine Politik hier ist einfach die, mich beliebt zu machen (um die Sache plump zu sagen) — eine andere, tiefer eingehende ist nicht möglich."

8. Theodor Rohmer an Friedrich Rohmer.

[Lausanne], 20. Mai 1844.

„Die Angelegenheiten des Wallis nehmen einen Gang, der mich antreibt, Dich unmittelbar zu benachrichtigen. —

Was 1830 für die übrigen Kantone, war 1840 für das Wallis. Das Wallis ist, wie Graubündten in Hochgerichte, so in Zehnten eingeteilt; gleiche Dezentralisation, gleiche Freiheit der Gemeinde. Das Oberwallis, wie Du weißt, deutsch, das Unterwallis welsch. Der Walliser ist von Natur träg, roh, arm, ohne Industrie, schmutzig; aber in eben dem Maße hitzig in Zeiten der Bewegung, als faul in Zeiten der Ruhe. Der Adel stolz aber verrottet. Der Klerus mit der Kurie von Sion an der Spitze, hat seine eigene Gerichtsbarkeit und (für das Land) einen ziemlich großen Grundbesitz, der steuerfrei ist.

Nun hatte in früherer Zeit das Oberwallis doppelt so viel Zehnten als das Unterwallis; ergo doppelte Vertretung im Rat. Es war im Wallis wie in der Schweiz im großen, daß der kleinste Zehnten die nämliche Stimme hatte wie der größte. Hiedurch Herrschaft des oberen Teils über den unteren.

Hieran knüpfte sich die Revolution. Nachdem die Reform in den 30er Jahren lang umsonst gearbeitet hatte, drang sie im Jahr 40 durch: das Unterwallis erhielt Gleichheit der Vertretung mit dem oberen.

Damals waren die Priester des Unterwallis einig mit der Reform. Es war die nationale Reaktion des unteren Teils gegen den oberen.

Seitdem hat sich der Status verändert. Jetzt ist es die Priesterpartei und die jeune Suisse, die sich bekämpfen; aber noch mit den nationalen Elementen. Die Priesterpartei hat das ganze Oberwallis und einen Teil (die Seitentäler des Unterwallis) für sich; die jeune Suisse hat nur die Majorität des Unterwallis.

Diesen Verlauf nahmen die Dinge durch den extremen Radikalismus der jeune Suisse. Hätte sie die nationale Sache

betrieben und die Demokratie aufrichtig erweitert, ohne die Priester anzugreifen, so wäre die Geistlichkeit wenigstens des Bas-Valais mit ihr gegangen. Statt dessen warf sie sich direkt gegen die Immunitäten des Klerus, gegen den Klerus und gegen die Religion, selbst mit Angriff der Taufe.

Die jeune Suisse wurde bei Anlaß des Savoyer Zuges[48]) von einem jetzt hier lebenden Italiener Landasi gegründet und bildete eine Fraktion der jeune Europe. Die Italiener, die auf diese Weise den Keim ins Wallis geworfen, sind jetzt zum Teil äußerst konservativ; während umgekehrt die beiden Barman,[49]) welche jetzt die jeune Suisse dirigieren, damals sich der jeune Suisse widersetzten.

Hier kehrt die Erscheinung wieder, die sich gegenwärtig in der ganzen Schweiz zeigt: der Kampf des Radikalismus mit der konsequenten Demokratie. Die Barman waren es, die sich im Wallis den direkten Wahlen (die jedoch anno 40 durchdrangen) widersetzten; während ein Teil der Konservativen auf noch größere Erweiterung der Demokratie drang.

Der Anfang der Schmälerung der Privilegien des Klerus wurde gemacht, indem man anno 40 die mehreren Stimmen, welche die bischöfliche Kurie hatte (d. h. eine Stimme = der mehrerer Zehnten) auf die = 1 Zehnten reduzierte. Der Klerus wäre auf gemäßigtem Wege nicht sehr schwer zur Aufgebung zu zwingen gewesen. Seit dem Augenblick aber, wo er die antireligiöse Tendenz der jungen Schweiz sah, kämpfte er stockhartnäckig für seine Privilegien.

Die gegenwärtige Regierung ist wohlmeinend aber schwach. Der Mutwille der jungen Schweiz, die Erbitterung der alten (einer Gesellschaft, die nach der Gründung der jungen dieser entgegengesetzt wurde) stieg immer höher. Ich habe einen Brief, adressiert an die Redaktion des Nouvelliste Vaudois[50]) (radikales Organ Drueys)[51]) gelesen, geschrieben von einem ehemaligen Mitglied der jeune Suisse, der die Into-

---

[48]) Einfall revolutionärer Freischaren unter Ramorino und Mazzini in Savoyen, Februar 1834.

[49]) Maurice und Josef Hyacinthe B.

[50]) Lausanne 1824—94.

[51]) Charles D. 1799—1855, liberaler Staatsmann, Bundesrat.

leranz der jeune Suisse als unerträglicher schildert als die der alten Schweiz. Endlich, wie Du weißt, nahm die Anarchie so überhand, daß das Gouvernement sich nimmer zu helfen wußte. Es hatte gemäßigt liberale Intentionen und arbeitete an der Abschaffung der Immunitäten; aber es war nicht der Meinung der jeune Suisse und dies war hinreichend. Die Blätter der jeune Suisse forderten es geradezu auf, abzudanken oder Schlimmeres zu gewärtigen; die persönlichen Exzesse von beiden Seiten weißt Du.

Die Regierung wollte sich über den Parteien halten. Aus zu unbedeutenden Menschen bestehend, um dies mit den ihr zu Gebot stehenden Mitteln tun zu können, wandte sie sich an den Vorort.

Bemerke wohl, daß die Intervention des Vorortes, in Anbetracht, daß der Vorort als Behörde nicht offen Partei nehmen konnte, der jungen Schweiz zugut gekommen wäre. Denn nun, nachdem Bern und Waadt dem Vorort die Truppenstellung und selbst den Durchzug verweigerten — nun blieb der Regierung nichts übrig, als sich in die Arme der alten Schweiz zu werfen, welche im Großen Rat die Majorität hat.

Dies geschah so. Der außerordentlich berufene Große Rat erklärte, das Comité der jeune Suisse (Präsident Barman) zu Martigny (welches in einer Proklamation, auf die Nachricht der eidgenössischen Intervention hin, die Regierung für schuldig der trahison und des parjure erklärt) für antikonstitutionell und rebelle und setzte ein Tribunal nieder, um es zu richten. Da setzte sich die jeune Suisse in Marsch von Martigny auf Sion; aber zu gleicher Zeit verordnet der Große Rat, d. h. die Majorität des Gr. Rats, da die Radikalen weggegangen waren, aber dennoch die legale Majorität, eine Aushebung der Kontingente und der Landwehr en masse.

Hiedurch hat der Krieg einen gesetzlichen Charakter; er ist die Partei der Regierung und des Gr. Rats gegen die Rebellen, obwohl er in Wahrheit die Partei der vieille Suisse ist. . . . .[52])

[52]) Es folgt hier die Schilderung der kriegerischen Ereignisse des Oberwalliser Sieges, der Zuzüge aus dem für Unterwallis eingenommenen Waadtland, der Untätigkeit der waadtländischen Regierung dagegen usf. Ich übergehe diese Darstellung als meist Bekanntes und nicht viel Charakteristisches bietend.

9. Theodor Rohmer an Heinrich Schultheß.

[Lausanne] 5. Juni 1844.

„. . . Hier sind die Sachen wieder im alten Geleis. Ueber die Walliser Sache habe ich mich sowohl in prinzipieller, als in religiöser, als in nationaler Beziehung nur gefreut . . . . . Die Schweiz ist ein vorzugsweise deutsches Land und die Walliser Revolution hat das deutsche Uebergewicht bedeutend verstärkt. Dies ist um so besser, als das romanische Element seit 1814 gegen alle Grenzen hin (auch sprachlich) Eroberungen gemacht hat. Wehe der Schweiz — dies habe ich hier gesehen — wenn der französische Geist dem deutschen gleich würde. Der ganze politische Charakter der Schweiz ginge damit verloren.

Ich habe über den allgemeinen radikalen Charakter der Waadt geschrieben. Innerhalb dieses allgemeinen Charakters aber und diesen Kreis vorausgesetzt, ist das Verhältnis der Parteien so: die kons. (resp. liberale) Partei hat numerisch ein unermeßliches Uebergewicht über die radikale.

Sie hat 1. alles, was man Intelligenz und höhere Bildung heißt, mit Einschluß der Akademie so sehr, daß die Radikalen, um Terrain zu gewinnen, die Intelligenz auszuschließen suchen (so sind wirklich schon in der Konstitution die Oberrichter gesetzlich vom Gr. Rat ausgeschlossen).

2. Alles, was reich und fashionable ist.

3. Die Campagne, den Bauer pp. fast durchweg, die große Majorität der Mittelklasse in den kleinen Städten und im Durchschnitt die Minister[53]).

Daß mit diesen Elementen trotzdem die Radikalen sehr oft siegen, ist unglaublich, wenn man nicht die paresse der Waadtländer kennt, die hier die allgemeine Faulheit der kons. Partei noch als besonderes accessorium verstärkt.

Die politische Unfähigkeit zeigt sich bei einem solchen Stand der Dinge auf platter Hand. Wenn die kons. Partei von Zürich in jedem Augenblick Schwierigkeiten zu überwinden hat, so wäre dagegen die hiesige sogleich Meister, würde sie nur einen Monat wie die Zürcher handeln.

Folgendes ist ohngefähr die Lage der hiesigen konservativen Partei:

[53]) Gemeint die protestantischen Prediger.

Der Courrier Suisse[54]), ihr einziges Organ (während die Radikalen drei haben, und das in einem Land, wo die Presse alles macht, weil man den furchtbarsten Respekt vor der Bildung hat) besteht aus drei ganz verschiedenen Tendenzen: a) Jaquet mit seinem Anhang, Aktionär, methodistisch, übrigens altkonservativ; b) Monnard, sog. „Liberaler" a la constitutionel von Paris; c) Vermittelndes Element Vuillemin, dessen Liberalismus mit dem Worte bezeichnet ist: „Es ginge wohl, aber es geht nicht."

[Fortsetzung] Genf, 9. Juni 1844.

Hier wurde ich unterbrochen. Seither habe ich das Wallis bis Sion bereist und bin vom Rhonetal aus direkt hierher gegangen. Was die Natur betrifft, so hat das Rhonetal manche Beziehung zum Rheintal, ist aber ungleich reicher, schöner und großartiger. Die Lage von Sion ist nebst der von Schwyz das Schönste, was ich in der Schweiz gesehen — in Wallis zum ersten Male erschienen mir die Berge überwältigend groß.

Ich habe in Sion eine lange Unterredung mit dem Kanonikus De Rivaz,[55]) dem Leiter der Geistlichkeit und der letzten Bewegung, gehabt. Er ist ein sehr einfacher, fester und kluger Mann, der mir mit der größten Unbefangenheit die ganze Sachlage auseinandersetzte. Er selbst hat unter den Verfolgungen der j. Schw. unerhört gelitten. Ich lege einen Brief an Vuill. bei, worin die hauptsächlichsten Stücke dessen, was er mir gesagt, enthalten sind.[56])

Uebrigens beschwöre ich Zürich, die Walliser Bewegung so weit anzuerkennen als es irgend möglich ist (d. h. so ganz und unbedingt). Die Aenderung der Stellung in der Eidgenossenschaft, d. h. die Tatsache, daß er nach und nach von der Majorität zur Minorität herunterkommt, hat den Radikalismus tödlich erschreckt. Er wird alle Mittel aufbieten, um die Walliser Revolution als Jesuitensache, als ungesetzlich pp. den reformierten Konservativen verdächtig zu machen.

---

[54]) Lausanne 1840—53.

[55]) A. de R.

[56]) Vgl. unten Brief 10. Die Originalkopie des Briefes an V. fand ich nicht vor.

Diesem muß um jeden Preis energisch entgegengearbeitet werden. Nehmen Sie, ich bitte Sie, aus meinem Brief an Vuilliemin alles, was den Unterschied von 90 und 44 und die Vorrechte der Geistlichkeit betrifft, in Beob. und Wochenzeitung[57]) auf, und was Ihnen sonst neu erscheint. Gelingt es nun aber in Zürich, die Walliser Revolution sozusagen populär zu machen, so ist die Schwierigkeit überwunden. Denn in Basel, Neuenburg pp. ist man energisch dafür, und dann — ist der Weg zur Lösung der Klosterfrage gebahnt. Mit der Walliser Stimme[58]) kann diese Frage gelöst werden: ist sie's, so ist Bern verloren: — und die Schweiz tritt in den Anfang ihrer — Restauration oder Reform.

Ueber die Lage der Waadtländer Konservativen setze ich noch dies hinzu: die Methodisten und Nichtmethodisten bilden zwei Fraktionen der kons. Partei, wovon jede für sich beinahe so stark ist als die ganze radikale, die sich aber durch Uneinigkeit gänzlich paralysieren. Der Methodismus nährt sich zum Teil aus dem Haß gegen den Katholizismus — daher in der Klosterfrage die Methodisten gegen und ein Teil der Radikalen für die Klöster war. Druey ist das einzige wirklich politische Talent und wird daher von den Konservativen entsetzlich gefürchtet, da sie sich ihrer Schwäche an Männern bewußt sind. So ist denn die Lage trotz der famosen Stellung der Kons. so hilfsbedürftig, daß, um sie kurz zu bezeichnen, wenn ich französisch könnte, mir die Leitung des Courrier Suisse und damit der großrätlichen Ideen nicht entgehen könnte. So muß ich mich beschränken, meine Meinung und wahrscheinlich fruchtlos privatim auszudrücken.

Von Genf kann ich noch nichts sagen, doch hat es mich nicht schweizerisch berührt. Schicken Sie diese ganze Geschichte, Briefe an Sie und an Vuill., baldmöglichst nach München. Versäumen Sie dies ja nicht. Es liegt mir sehr viel daran, daß Fritz, den österr. und bayer. Herren

---

[57]) Her. von Hch. Schultheß, erschien von 1844 bis Mai 1846.

[58]) Anmerkung von Hch. Schultheß: „Theodor scheint hier und schon früher in dem Irrtum befangen zu sein, Wallis sei unter der [radikalen] Mehrheit der letztjährigen Tagsatzung gewesen, was nicht der Fall ist. Die Veränderung im Wallis ist direkt und unmittelbar ohne Einfluß auf die Klosterfrage."

gegenüber, gut instruiert ist. Ich verlasse mich darauf, daß sie bald und ganz nach M. abgeht. Ihr Th."

10. Theodor Rohmer an Friedrich Rohmer.

Lausanne, 16. Juni 1844.

„Lieber Fritz, den Brief über das Wallis, infolge der Reise nach Sion und der Unterredung mit dem Chorherrn de Rivaz, wirst Du erhalten haben. Er ist seitdem, von Vuilliemin übersetzt, teilweise im Courrier Suisse erschienen.[59]) In Sion stand mir durch de Rivaz der Weg zu den eidgenössischen Kommissarien auf sehr bequeme Weise offen, ich zog es aber vor, mich in der Stille zurückzuziehen in Anbetracht der Oeffentlichkeit, die auf Zürich schädlich hätte influieren können: denn die Unterredung mit de Rivaz war durchaus privatim, und wenn die eidgen. Kommissarien infolge meines Abschlages sie zu sehen den Schluß ziehen, daß Zürich sich einigermaßen habe instruieren wollen, so schadet dies weniger, als wenn man mich mit Meyer[60]) gesehen hätte.

Seitdem — um meinen Brief über Genf mit dem Wallis anzufangen — hat die Regierung von Wallis einen Streich begangen, der, wenn er sich erhärtet, der konservativen Sache den tiefsten Schaden beibringt. Die österreichische Regierung hat von ihr verlangt, daß auf allen wallisischen Pässen fortan bemerkt werde, ob der Träger des Passes der jungen Schweiz angehört oder nicht, und die Regierung von Wallis hat zufolge einer Instruktion an ihre Unterbehörden, die man im Gr. Rat zu Genf vorgelesen, diesem Verlangen unbedingt entsprochen. Es ist nun allerdings abzuwarten, ob dies nicht durch die Art, wie die österr. Regierung verlangt hat, zu entschuldigen ist; aber in jedem Falle, welche ungeheure Waffe für die Radikalen, und welcher Vorwand für Frankreich, dessen Presse bereits bedeutende Lust zeigt, die wallisische Frage zu einer französischen zu machen, vis-a-vis von Oesterreich. „Oesterreich ist in St. Gingolph" (letzter

[59]) C. S. Nr. 48 vom 14. Juni 1844, S. 2. Außerdem erschien er vollständig noch im „Beobachter aus der östlichen Schweiz" Nr. 50 vom 21. Juni 1844.

[60]) Bernhard M. 1810—1874. Staatsschreiber von Luzern, damals eidgen. Kommissar im Wallis.

Grenzort des Wallis am Genfer See) — war das Losungswort der Radikalen in Genf. Ist es zu begreifen, wie Oesterreich durch die indiskretesten Polizeiforderungen so leicht jeden konservativen Fortschritt in der Schweiz diskreditiert? !? Aber Zürich hat, nach dem Kommunistenbericht,[61]) die Forderung Oesterreichs für fremde Handwerker ausgeschlagen und Wallis bewilligt sie für seine eigenen Landeskinder. Uebrigens ist abzuwarten, was die konservative Presse zur Entschuldigung weiß und wie sich die Sache näher verhält; was man aber in Genf vorgelesen, war ein Aktenstück.

Genf, von wo ich gestern nach 5tägigem Aufenthalt zurückgekehrt bin, hat mir einen höchst angenehmen und soweit dieses Wort auf Franzosen paßt, tüchtigen Eindruck gemacht. Es ist die größte Stadt im Kleinen, die vielleicht existiert; für Fremde nicht nur nicht zurückstoßend wie Zürich, sondern geradezu gemacht, Reichtum und Intelligenz verbreiten einen höchst anziehenden Glanz über Stadt und Land; und wenn auch in diesem Glanz nicht alles Gold ist, was glänzt, so ist es doch nicht, wie in Berlin z. B., der Schmutz der von einem Umzug von Gold nur schlecht verborgen ist, sondern es ist wenigstens ein Neugold, das, wenn nicht wirkliches Gold, doch artig und zierlich ist. In Genf fühlt man, welches Vergnügen es ist, unter gebildeten Menschen zu leben und welchen Wert die Zivilisation hat, selbst abgesehen vom Geist — eine Empfindung, die nur durch einen hohen Grad von Sitte, geistiger sowohl als moralischer Sitte hervorgebracht werden kann. Diese Sitte ist indessen, trotzdem daß sie einen allgemeinen Weltton hat, so abgeschlossen streng in den Formen, daß es für Dich unmöglich wäre, Dich ohne eine von vornherein privilegierte Ausnahmestellung darin behaglich zu fühlen. Insbesondere ist die höhere Stellung, welche die Weiber (in Frankreich bloß die Frauen, in der französischen Schweiz auch die unverheirateten) in der Gesellschaft einnehmen, für den Deutschen, der gewohnt ist, die männlichen Interessen ohne alle Rücksicht auf

[61]) Der von Bluntschli verfaßte „Kommissionalbericht an die h. Regierung über die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Zürich 1843."

die Weiber zu besprechen, im Anfang äußerst beschwerlich. Dieser tiefe Unterschied zwischen französischer und deutscher Gesellschaft hat mir einen äußerst lebhaften Eindruck gemacht und ich begreife vollkommen, daß dem Franzosen die deutsche Gesellschaft in allen Fällen, wo die beiden Geschlechter beisammen sind, barbarisch erscheinen muß. Wenn es die Germanen sind, die in der Weltgeschichte die innere Natur der Weiber zur Anerkennung gebracht haben, so ist dagegen die Chevalerie durchaus romanisch; jene haben das Weib, mit aller Verehrung, doch im letzten Grunde aufs Haus beschränkt, diese haben ihr einen Platz in der Gesellschaft gegeben. Dieser Kontrast ist heute noch wie er im Mittelalter war.

Beim Alt-Syndik. Rieu[62]) und beim Professor Cherbulliez[63]) (Verfasser der „Democratie en Suisse") wurde ich mit aller möglichen Zuvorkommenheit aufgenommen. Dort war ich zweimal in zahlreicher Gesellschaft und wurde vielen Leuten vorgestellt, deren Namen ich nicht mehr weiß. — Ich hatte große Mühe, diesen Leuten, die von der politischen Wirksamkeit in Z. eine mythisch verschwommene und außerdem durch die Revue Suisse[64]) einen literarisch-politisch-philosophischen Begriff hatten, zu beweisen 1. daß ich kein Professor und 2. daß ich kein Zürcher war. Besonders ergötzlich ist es, wie die „zwei Brüder Rohmer" so unzertrennlich durcheinander schwammen, daß mir in einigen Fällen nichts übrig blieb, als sie beide zusammen in Einer Person darzustellen. Bei denjenigen dagegen, die O. Schultheß gekannt haben, war die Vorstellung von der politischen Wirksamkeit als die Trennung Frs. klar genug; und ich habe mich in dieser Beziehung sehr über Ottos energisches und scheinbar so naives Auftreten gefreut; für Zürcher indessen ward ich selbst von diesen zum Teil gehalten. Mit Cherbulliez habe ich näher verkehrt, er kannte wenigstens die Idee der 4 Parteien (wenn auch nicht das Buch) sehr gut und sagte mir gleich der Courrier

---

[62]) Jean Louis R. 1788—1867.

[63]) Antoine Elysee Ch. 1797—1869, Professor der Rechte und der Nationalökonomie in G.

[64]) 1838—1861, Monatsschrift.

Suisse habe sichtlich aus dieser Quelle gelernt. Er ist Großrat und macht den Professor des Gr. Rates in allen Fällen, wo es sich um Staatsrecht pp. handelt, aber kein Staatsmann, jedoch gescheit genug, um dies selbst zu sagen — übrigens einer der einflußreichsten Mitglieder der konservativ. Partei. Er will die Parteien und vielleicht auch Bluntschlis Buch[65]) in der Bibliothèque universelle du Genève[66]) anzeigen und hat mich zu dem Ende um eine Beschreibung des praktischen Einflusses der Ideen in Z. gebeten. Uebrigens kommen die deutschen Bücher in äußerst geringer Anzahl in die französische Schweiz, da ein direkter buchhändlerischer Verkehr wie bei uns nicht besteht.

Die politische Lage von Genf ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Genf bietet das durchaus einzige Schauspiel eines Kantons dar, in dem die konservative Partei aus einer durchaus radikalen Revolution (22. November 1841) verstärkt hervorgegangen ist. Diese Emeute war das künstliche Werk einer hauptsächlich aus der Populace bestehenden Minorität und von dem Demagogen James Fazy[67]) geleitet, der in Figur, Rede und Zeitung (der Revue de Genève)[68]) das Modell eines radikalen Demagogen ist. Als der Schrecken vorbei war, stellte sich die wahre Majorität heraus und in den letzten Wahlen hat sich abermals ein entschiedenes Uebergewicht gezeigt. Das Gouvernement vor 41 war schwach und systemlos; das jetzige weiß zu regieren. Möglich aber wurde jene Revolution dadurch, daß ein Teil der kons. Partei durch doktrinäre Ideen dem Radikalismus Vorschub geleistet hatte, so war z. B. die Jury schon vor dem 22. November das Steckenpferd eines Teils der Kons., z. B. Cherbulliez's selbst, der sie jetzt nach Erweiterung der Demokratie für unnötig hält. Der 22. November hat alle diese Herren praktischer gemacht.

---

[65]) „Psychologische Studien über Staat und Kirche." Zürich und Frauenfeld. 1844.

[66]) 1816—1878. Die Anzeige der „Parteien" erschien im Februarheft 1845, S. 237—278.

[67]) 1796—1876.

[68]) 1843—1860.

Die kons. Partei und die Regierung, obgleich vollständig einig, sind dennoch zwei sehr verschiedene Dinge. In der Regierung sitzen lauter Geschäftsmänner, zum Teil sehr tüchtig, die aber an der Leitung der Partei wenig teilnehmen. Diese selbst wird hauptsächlich von den Professoren de la Rive[69]) (Physik), Trembley[70]) (droit), Cherbulliez kommandiert. Ein eigentlicher Staatsmann ist in Genf so wenig wie in Lausanne; aber die politische Bildung steht sehr hoch in Genf. Ich habe einer Sitzung des Großen Rats betreffend die Walliser Geschichten beigewohnt. Die Beredsamkeit und das politische Interesse, welche beide im Gr. Rat der Waadt auf sehr niedriger Stufe stehen, sind in Genf so entwickelt, und als Bildung (aber nicht als politische Kraft) noch entwickelter als in Zürich. Die konserv. Partei hat sehr viel politischen Anstand, das heißt, sie äußert sich niemals ungeziemend über konservative Vorgänge und Parteien der übrigen Schweiz, selbst dann, wenn sie diese Vorgänge nicht liebt oder billigt. Marcet,[71]) ein Mitglied der Regierung hatte den Mut zu sagen „Der Radikalismus sei jetzt wütend, weil es dem gesetzlichen Gouvernement von Wallis gelungen sei eine Handvoll Rebellen mit force zu bändigen.“ Ungeheures Geschrei der Radikalen übertäubte diese Aeußerung, aber der Präsident stellte die Ruhe her und Marcet wiederholte seine Phrase laut und energisch unter dem Zuruf „appuyé, appuyé“.

Die Stellung der Parteien ist also diese: auf der einen Seite die Konservativen mit ihrer Regierung (an der Spitze Demole,[72]) gewesener Advokat, achtbarer Geschäftsmann) und den genannten Professoren, auf der anderen Seite die Radikalen mit J. Fazy; mitteninnen 1. ein Justemilieu, das gewöhnlich mit den Kons. stimmt, — 2. die früheren Leiter der Opposition bis zum 22. Nov. Fazy-Pasteur[73]) und andere die gefunden haben, daß es nun Zeit ist, anzuhalten und die seither sich in sehr vielen Fragen den Kons. annähern, 3. Ril-

---

[69]) Auguste de la R. 1801—1873.

[70]) François Jules T. 1807—1881, Großrat.

[71]) François M. 1803—1883. Professor, Regierungsrat.

[72]) Guillaume Emil D. 1805—1877, Syndic von Genf.

[73]) Marc Antoine Fazy-Pasteur 1778—1856.

liet-Constant,[74]) der eidgen. Oberst, Mann von glänzendem Esprit, ohne Charakter, der mit den Radikalen aus Ambition geht und nebst J. Fazy ihren Chef macht, sich übrigens für Aristokrat von Geburt und Neigung erklärt: endlich als ganz besondere Partei, die zuweilen mit den Radikalen stimmt, aber nicht mit ihnen alliiert ist, die Katholiken, Lafontaine,[75]), ihr einziges Talent an der Spitze. .....

Neben der Regierung ist das conseil municipal von Genf, durchaus radikal, das infolge der Revolution lange Zeit eine gefährliche Nebenregierung bildete; aber seit einiger Zeit fängt es an, sich zu nähern und der Einfluß der gefährlichsten Radikalen sinkt immer mehr, so daß im allgemeinen die Aussichten in Genf sehr günstig sind.

Die Hauptschwäche des Konservatismus ist der Mangel eines Organs, das ihn eigentlich vertritt. Der Fédéral,[76]) das kons. Blatt, ist von einem Maler redigiert; weder die Regierung noch die Leiter der Partei nehmen daran teil, ein ungeheurer Mangel, obwohl der F. nicht gerade schlecht ist. Der Courrier de Genève,[77]) eine zeitlang von Cherbulliez und einigen anderen redigiert, mußte eingehen: so daß das, was ich gehofft hatte, in Genf zu finden, Platz in einem Journal für die Parteien und für Zürich, nicht zu finden ist. Die Artikel in den Monatsjournalen, wie in der Revue Suisse nützen nur bei den gens lettrés; auf die praktische Politik wirken sie nicht. Hier kann also nur der Courrier Suisse allmählich wirken. Genf ist doktrinärer als Zürich, weil es französisch ist, aber bei weitem nicht so ideell.

Zürich ist im Vergeich zu den anderen Kantonen weitaus der ideellste — das Haupt der Schweiz.

Hier muß ich wieder zwei Bemerkungen einschieben; 1. daß der Beobachter eine Unpopularität ohne gleichen genießt. In den Museen von Genf und Lausanne hatte man ihn noch im vorigen Jahr und für dieses Jahr ist er in L. sowohl als in Genf abgeschafft (in Genf ist das Komitee

---

[74]) Frédéric Jaques Louis R.-C. 1794—1856, Regierungsrat.

[75]) Personaldaten nicht feststellbar.

[76]) 1832—1846.

[77]) 1842—1843.

konservativ!). Der Teufel weiß, woher dies kommt. Wahrscheinlich ist das Zürcherische im Beob. den Leuten zu zürcherisch und das Allg. zu hoch. Im nächsten Jahr wird er natürlich wieder angeschafft — aber um dies Phänomen zu erklären, muß man vielleicht hinzufügen: Bluntschli selbst, ja noch mehr Zürich selbst ist in der Schweiz nur geachtet, nicht geliebt. Ich habe Gelegenheit gehabt dies zu spüren. Unsere Teilnahme als die Fremder hat in dieser Beziehung auf keine Art geschadet, in der franz. Schweiz weiß man nicht, daß wir Deutsche sind. Die 2. Bemerkung ist die, daß es unglaublich ist, wie wenig die Kantone der Schweiz sich untereinander kennen. Das Wallis kannte man selbst in Lausanne vor der letzten Geschichte fast nicht; und wenn ich Dir so wenig während dem ganzen Lauf der Dinge mitteilen konnte, so war es, weil es unmöglich war, sich zu instruieren und mit alledem war ich noch einer der Bestinstruierten, weil ich den italienischen Flüchtling kenne, der allein hier das Wallis einigermaßen kannte. Hier bin ich eine Autorität für die deutsche Schweiz, von der ich erzählen kann, was ich will; in Genf war ich eine Autorität fürs Wallis, weil ich in Sion war und selbst für die Waadt, weil ich einige Monate hier war! —

In Genf wie hier ist die Akademie, ist alles, was man „Intelligenz und Bildung“ nennt, auf Seite der kons. Partei. Diese Umdrehung der Position der Parteien ist eines der überraschendsten Dinge, wenn man von deutschem auf französischen Boden kommt. Der Ursprung dieses Unterschieds scheint mir dieser zu sein: in den französischen Ländern hat der Radikalismus die Mittelklasse bereits durchgemacht, die Mittelklasse steht also still und alle ihre Intelligenzen suchen Mittel, die Revolution aufzuhalten, kons. zu machen, um gegen den 4. Stand zu stehen (der NB. in Genf, Quartier St. Germain, speziell gefährlich ist). In Deutschland dagegen greift der Radikalismus in der Mittel- und Gebildetenklasse erst um sich, eigentlich hat er sie erst seit einigen Jahren tief ergriffen. Daraus folgt aber zugleich, daß aller franz. Konservatismus heutzutage schon auf der Basis der Revolution beruht, d. h. daß aller franz. Konservatismus nur innerhalb eines Kreises von Radikalismus, der fait accompli ist, konservativ ist.

In Frankreich ist der Radikalismus bereits Geschichte geworden; und dies muß anerkannt werden, für Frankreich. —

Ich komme endlich zur katholischen Frage, eine Lebensfrage für Genf. Durch den Wiener Kongreß hat Genf eine Anzahl von Gemeinden erhalten (communes-réunies), die ihm fremd sind sowohl in (savoyardischem) Ursprung als in der Religion. Es ist eine andere und in der Tat sichtlich viel weniger gebildete pp. Rasse. Bis 41 ging dies. Der Große Rat wurde nach der Verfassung von einem einzigen Wahlkollegium gewählt; d. h. alle Wähler des Landes waren in ein Kolleg vereinigt; und die Majorität wählte stets Protestanten, weil sie protestantisch ist. Seit dem 22. November hat man wie in den übrigen Kantonen verschiedene Wahlarrondissements, seitdem haben die Katholiken natürlicherweise Katholiken gewählt. Da nun bis 41 die Regierung sie äußerst liberal behandelt, insbesondere den Naturalisationen von Katholiken nie einen Damm entgegengesetzt hatte, so waren die Katholiken mit dem 22. November plötzlich eine Macht. Außer den Gemeinden sind bereits 6000 in Genf selbst und der Katholizismus zieht alles an sich, was er unter Fremden an Reichen, Angesehenen pp. gewinnen kann. Es ist unleugbar, daß der Katholizismus auf Genf operiert. Wenn die Naturalisationen fortgehen wie bisher, so muß mit der Zeit nach dem arithmetischen Gesetz die katholische Bevölkerung die Majorität gewinnen und dann — lebewohl, ville de Calvin!

Nichts ist natürlicher, als daß die Altgenfer, die auf diese Weise Nationalität und Religion zugleich bedroht sehen, mit Ingrimm diesen Zustand betrachten. Was aber tun? Man hat die Union protestante gestiftet, die Du kennst. Einige Sektionen haben sich verpflichtet keine katholischen Dienstboten anzunehmen pp. — Dinge, die ebensosehr aus Rasseantipathie als aus Calvinismus herrühren. Die Union protestante ist ein unglückliches Ding, halb religiös, halb politisch, braucht kleinliche Mittel und blamiert den Protestantismus durch die dogmatische Zersplitterung, die hier wie im Gustav Adolphverein zutage tritt; aber mit alledem muß ich erklären, daß die Genfer, die ich gesprochen habe, — Mitglieder der Union selbst — sich in keiner Weise fanatisch äußerten,

daß man dem Katholizismus gegenüber ebenso viel Anstand hat als irgendwo in einem protestantischen Lande und daß der Schmerz und die Erbitterung der Genfer in der Natur begründet ist.

Die Katholiken ihrerseits — was kann man ihnen sagen? Nach dem Zeugnis der Genfer selbst nehmen sie nur solide, ehrenhafte Leute zu Bürgern auf, ein Umstand, der einen Genfer nur noch wütender machen muß, nicht gegen die Katholiken aber gegen das Schicksal.

Wie dies enden wird, weiß in Genf niemand, doch tadeln viele die Union. Die Mehrzahl verläßt sich auf die Lumières von Genf, und in der Tat, Genf wird nicht katholisch werden; würden die Katholiken zur Mehrheit kommen, so würde der Kanton sich in 2 Teile trennen (dies haben einzelne schon gesagt) — aber die Union ist mit alledem ein Armutszeugnis des Protestantismus, ausgestellt vom protestantischen Rom.

Ich habe ihnen den Rat gegeben, Genf eine Ausnahmestellung in der Welt zu geben, da es nun doch einmal die Stadt Calvins nicht bleiben kann, d. h. die Kirche vom Staat zu trennen, die Kulte frei zu erklären und somit die Nationalkirche aufzulösen. Man hat mir aber gesagt, daß dies unmöglich ist, da man in der Nationalkirche das Palladium sieht. So will Genf die Stadt Calvins bleiben, ohne es mehr sein zu können, ohne selbst mehr das gesetzliche Recht dazu zu haben.

In den letzten Tagen hat der Kampf einen neuen Zunder erhalten. Die Regierung von Genf hat einen Traktat mit dem Bischof von Freiburg, demgemäß der von ihm gewählte katholische Pfarrer von Genf (Stadt) die Approbation der Regierung erhalten muß, widrigenfalls der Bischof verpflichtet ist einen anderen zu wählen (ganz wie in Deutschland die Kirche verpflichtet ist eine persona regi grata zu wählen), der Bischof hat nun einen fremden Ultramontanen gewählt; als die Regierung die Wahl desapprobierte, beschnitt er ihr Recht mit dem Grunde, der Traktat verpflichte ihn nimmer, nachdem anno 41 die Konstitution von Genf verändert worden sei, und die Regierung hat sich hierauf gezwungen gesehen, den Pfarrer mit Polizeigewalt aus der Stadt zu entfernen.

Die Jesuiten sind, dank sei es den Bemühungen der Radikalen, in Frankreich und der Schweiz eine reelle Großmacht geworden. Die Walliser Ereignisse werden von den radikalen franz. Journalen in diesem Sinne betrachtet und ausgebeutet. Die Aehnlichkeit der Stellung des Genfer Gouvernements mit dem französischen ist schlagend.

Der Katholizismus ist in eine neue Phase eingetreten. Er hat in Frankreich seine Adoption der Julirevolution, mit einem Wort seine Adoption der modernen Freiheit offen ausgesprochen. Die Ueberraschung des Radikalismus ist unglaublich. Der Katholizismus, der solange als unversöhnlich mit dem Geist der Zeit seit 89 bezeichnet wurde, und den der Radikalismus deshalb unter der Restauration nicht fürchtete, geht auf einmal mit vollen Segeln in diesen Geist der Zeit, fordert nun aber die Freiheit, welche die anderen genießen, auch für sich. Unbezahlbare Verlegenheit der Radikalen — ernsthafte Verwirrung der Konservativen. Die Jesuiten, deren altabsolutistischer Charakter sich so vortrefflich in den neuen Radikalismus paßt, sind von Natur geeignet, diese Bewegung zu leiten. Religion und Freiheit ist die katholische Parole in Frankreich, der Schweiz, Nordamerika, Irland, Polen, Belgien, am Rhein. Diese Bewegung geschieht in den nämlichen Jahren, genau in der nämlichen Zeit, wo das Langhorn Genie[78]) anfängt, praktisch gegen den Radikalismus aufzutreten. Wunderbares Complegion der Geschichte! —

Kann der Protestantismus eine ähnliche Bewegung machen, d. h. eine Bewegung, in der er auch wie der Katholizismus, sein Recht für sich vom Geist der Zeit fordert, aber ohne sich (so wenig als der Kathol.) diesem hinzugeben (wie der G[ustav] A[dolph]verein pp)? Vinet hat diese Bewegung versucht und dies ist sein Verdienst. Er hat Trennung der Kirche vom Staat und Freiheit der Kulte verlangt, als den einzigen Fortschritt, den der Protestantismus in der Geschichte noch machen kann, da er als Kirche nichts mehr ist. Vinet ist aber von den Konservativen als zu frei und von den Radikalen als

---

[78]) Ausdruck aus dem Rohmerschen „System". Hier = Friedrich Rohmer.

zu positiv gleicherweise bekämpft worden: und so scheint es, daß der Protestantismus nicht die Kraft hat, eines großartigen Entschlusses zu genesen . . .

Lieber Fritz! Ich grüsse Dich und Mathild von Herzen,

Dein Th."

11. Theodor Rohmer an Bluntschli.

Lausanne, 3. Juli 1844.

„ . . . . . Was nun meine Zögerung[79]) betrifft, so stehen die Dinge so. Montag Abend hatte mir Vuilliemin Gesellschaft geladen, um meinen ihm ausgedrückten Wunsch (über die Lage der Schweiz, Zürichs und die Wichtigkeit der F.schen Ideen in praxi zu sprechen) zu befriedigen. Es war Jaquet, Conseilpräsident, Monnard, Regierungsrat Frossard,[80]) Vinet und Vuilliemin. Nach einer theoretischen Erläuterung über das System F.s, die Lehre der Parteien, Studien pp. ging ich auf meinen Zweck über (ich bemerke hier, daß alles dies natürlich schon mit den Einzelnen besprochen war; aber noch niemals als Feierlichkeit sozusagen): enge Allianz von Zürich und Vaud in der energischen Adoption der 4 Parteien, welche von Vaud keineswegs mehr aus der Hand Fr. Rs. (wie von Zürich), sondern ganz simplement von Zürich anzunehmen sind. Ich sprach so stark und so chaleureux, als es mir französisch möglich war. Konsequenz: Klosterfrage, Einengung von Bern von zwei Seiten her, Sturz des Radikalismus — alles, was Sie wissen; Umsturz der elenden Politik Vauds, nach der man anstatt dem Radikalismus zu Leibe zu gehen, mit dem der Absolutismus von selber fällt immer mit jedem Streich gegen die Radikalen auf die katholischen Kantone loshaut, Umsturz des schwachen Waadtl. Liberalismus, der immer mit den Sympathien des Volkes geht statt wie Bl. in der Klosterfrage sich über alle Antipathien des Volkes hinwegzusetzen. Ich habe das Organ Fritzs auf der einen Seite und den Zürcherischen Minister des Auswärtigen auf der anderen nicht schlecht gemacht. Ich wollte hier ein politisches Testament hinterlassen.

---

[79]) Der Abreise, die Friedrich Rohmer verlangt hatte.

[80]) Louis F. 1796—1853.

Sie müßten nun aber die hiesigen Verhältnisse kennen um die unbeschreibliche Komplikation und Verlegenheit, die dies hervorbrachte, sich zu denken. 1. nämlich waren alle bezeichneten Fehler gerade von den Personen, welche zuhörten, begangen worden, 2. ist das Reich uneins unter sich, da der Courrier Suisse auf die seltsamste Weise gemischt ist. Da Jaquet die Hauptfehler gemacht hat, so entspann sich ein Diskurs zwischen ihm und mir, in aller Form, aber stark; er wehrte sich mit der ganzen Tenazität eines Administrationsmannes, der keine Ideen, sondern das fait accompli hat. Die übrige Gesellschaft, von der er nie die Wahrheit gehört hatte, war erfreut und verlegen zugleich; Frossard (ein Mensch von bonsens) gab in Ausrufungen seine Sympathie zu erkennen; Monnard suchte zu vermitteln; Vuilliemin, der alles versteht und ohne allen moralischen Mut ist, indem er aller Welt schmeichelt, der übrigens das meiste schon wußte, aber nicht geglaubt hatte, daß ich so frei sprechen würde, war hochrot und saß auf Kohlen. Vinet war wütend über Jaquets Beschränktheit und applizierte die Sachen, die ich nicht deutlich genug ausdrücken konnte, mit der nobelsten franchise. Das Ganze hat einen tiefen Stachel in den Gemütern zurückgelassen und Vinet drückte mir den andern Tag gleich seine Freude über den Eindruck aus, den es selbst auf Jaquet hinterlassen werde. Das, worum es sich, als einziges Mittel für den Zweck eigentlich handelt, ist eine Reform des Courrier Suisse, der gegenwärtig mehr schadet als der Nouvelliste, weil er neben dem Liberalismus radikale Ideen debitiert unter kons. Form. Da ich nun einerseits mit Vinet in der Erklärung [81]) noch nicht fertig bin . . ., andererseits hier in der Politik zu weit gegangen bin, um nicht die Sonde noch etwas tiefer anzulegen, so werde ich mit Vinet einen Besuch bei Forel [82]) machen, Großrat, Onkel Jaquets, Hauptproprietär des Courrier Suisse, Mann von sehr noblem Charakter, der mich, während Gr. Rat war, aufgesucht hat, ohne daß ich ihn kannte, schon vorher viel auf die Parteien hielt und der Doppeltes tun wird, wenn ich mit Vinet

---

[81]) Th. Rohmer hatte mehrere Privatunterredungen mit Vinet, bei denen er ihn in das System Friedrich Rohmers einzuführen suchte.

[82]) Francois Marie Etienne F. 1813—1877?

komme, vor dem er den größten Respekt hat. Er lebt drei Stunden von hier auf dem Land. Dies soll Samstag geschehen, da Vinet früher nicht kann. Bis Samstag kann ich Vinet noch einige Stunden geben und hoffe in dieser Woche zu vollenden, da er nun schon so weit ist, daß er, der Theolog, der sonst allem fern steht, mit mir in der Politik agitiert! Gegenwärtig liest er Ihre Studien.

Heute Abend ist wieder Gesellschaft bei Vinet. Wenn ich meine Stellung in Zürich, wo ich niemand...[83]) als das „System", mit hier vergleiche, wo ich von allen diesen Leuten Jaquet eingeschlossen, Besuche erhalte, so ist der Kontrast etwas stark. . . . ."

Ungefähr am 16. Juli reiste Theodor Rohmer ab und mit ganz kurzem Aufenthalt in Zürich und St. Gallen gleich nach München weiter. Ob die letzte Unterredung mit Forel noch stattgefunden hat, geht aus der Korrespondenz nicht hervor.

Die Mission Theod. Rohmers — denn zu einer solchen wuchs sich zuletzt sein Aufenthalt in Lausanne aus — hatte nicht viel praktischen Erfolg. Ueberhaupt hat er wohl die Aussichten der konservativen Parteien zu günstig eingeschätzt; aber man spürt doch überall heraus, wie er auch die Gefahren wittert. Bälder als er dachte (am 14. Februar 1845) mußten die waadtländischen Konservativen einer Revolte und der darauffolgenden Regierung Druey weichen, kam es zur Trennung der Kirche vom (nun radikalen) Staat, zur Gründung der église libre. Im August 1846 fiel das Neuhaus'sche Regiment in Bern vor der demokratischen Bewegung unter Ochsenbein und im Oktober 1846 siegte James Fazy in Genf mit Hilfe der katholischen Partei über die protestantischen Konservativen.

Die Aussichten für eine Vermittlung wurden so von Monat zu Monat schwächer, bis sich nach der Entscheidung in St. Gallen für die liberale Partei (Mai 47) eine legale Tagsatzungsmehrheit gegen den katholischen Sonderbund ergab und Bluntschli seine Hoffnungen auf eine friedliche Beilegung des Konfliktes begraben mußte.

---

[83]) Unleserliches Wort.